



Eine erregte Debatte.
Nach dem Gemälde von B. Bartonel.

Abrahams Opfer.

Eine Erzählung aus dem Burenkriege

von

Gustaf Janson.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Schwedischen von
Friedrich v. Känell.

Elftes Kapitel.

Der letzte Kampf.

In halbstündiger Ritt führte die Truppe zu dem Kopje, und dem Befehl gemäß näherten sie sich ihrer Stellung von Norden. Die Pferde wurden in einer von drei Seiten geschützten Ault sich selber überlassen, und schnell kletterten die Männer über die Felsen empor, um ihnen dienliche Plätze zu wählen.

Auf der höchsten Spitze des Kopje, wo eine Kaune der Natur ein kleines Plateau gebildet hatte, das gleich einer Brustwehr von hohen Felsen umgeben war, saßte van der Rath Posten, um eine ausgedehnte Uebersicht zu erlangen. Er sah, wie seine Leute große Steine um sich zusammenschleppten zum Schutz gegen feindliche Kugeln, und er nickte billigend. Es war unnötig, Befehle auszuteilen oder Ratsschläge zu geben, sie wußten ebensoviele Bescheid wie er. Der Instinkt lehrte sie, was sie zu beobachten hatten, und wie gedankenlos es gewesen wäre, einen Stiefelabsatz oder einen Teil des Kopfes bloßzustellen.

Van der Rath lag auf dem Bauch auf dem Kopje und sah die Vorbereitungen der Gegner.

Hier waren die Verhältnisse ungefähr die gewöhnlichen. Trotz ihrer überlegenen Anzahl mußte das Vorrücken der Engländer mit großen Verlusten verbunden sein, es lag in der Hand des Befehlshabers, zu entscheiden, wie groß. War er ein denkender Mensch, so mußte ihm ein augenblickliches Ueberlegen sagen, daß das Leben von mehreren hundert Menschen ein etwas zu hoher Preis war für einen in seinen Folgen etwas zweifelhaften Erfolg. Aber er war wie alle andern in der herzlosen Vorstellung befangen, daß ein Sieg, wenn noch so unbedeutend, nie zu teuer erkaufte werden kann. Und der Sieg mußte als sicher betrachtet werden. Von weitem hatte man ja beobachtet, welche Unordnung in der Burenarmee herrschte. In einer weit ausgedehnten Linie stürzten sie nach den Bergen, und in Staubwolken gehüllt, bewegte sich hinter ihnen eine verworrene Masse, wahrscheinlich große Proviant- und Munitionskolonnen, die man im Stich gelassen hatte, um schneller vorwärts kommen zu können.

Die Bergkette im Norden zu umgehen, bedurfte einer Zeit von mehreren Tagen und verhalf de Vlieg zu dem gewünschten Vorsprung. Ueberdies wirkten hier wie an allen andern Orten eine Menge größerer und kleinerer Interessen ein, die nicht in direkter Verbindung mit einem einzelnen Geseht, sondern mit dem ganzen Krieg standen. Die Machthaber, die sich selbst und eine große Nation betrogen hatten, mußten vor allem vor gerechtem Tadel gerettet werden: ein Sieg sollte die gedrückte Stimmung in England heben, das sich auf eine Unternehmung eingelassen hatte, ohne eigentlich zu wissen, was sie war. Ministerielle Lügen, die nicht widerrufen werden durften, Geschäftsunternehmungen und Geldspeculationen nebst einer ganzen Menge von andern Dingen hingen von einem glücklichen Treffen ab, besonders in einer Zeit, die so weit gelangt war, aus allem Kapital schlagen zu können.

Der rastlose Eifer, der in der Ebene unter ihm entwickelt wurde, gab van der Rath eine Andeutung von dem, was bald eintreffen würde. Seine Anordnungen waren schon getroffen, und er sah sich um, um darüber ins Klare zu kommen, was de Vlieg that.

Eine halbe Meile östlich von dem Kopje hörte das steile, hügelige Gelände auf und bildete eine zweite, einige tausend Meter breite Ebene, die flach wie ein Stubenboden sich bis an die Berge und zwischen ihnen und der Stellung der Dornenburger nach den hohen Hügeln im Westen erstreckte. Ungefähr vierhundert Meter östlich von dem Kopje endete die schmale Senkung, durch welche sich die ganze Burenarmee zurückgezogen hatte, und aus der sich gerade die ungeordneten Haufen der Flüchtlinge hervor und auf ebenes Feld arbeiteten, wo ihnen keine weiteren Hindernisse begegneten. Die englische Artillerie hatte aufgehört, Granaten in die Vertiefung hinabzuschleudern, die Beschaffenheit des Geländes verbarg ihnen vollständig, was sich zutrug, und sie erwartete keine nennenswerte Wirkung von einem Feuer aufs Geratewohl. Ueberdies beschleunigte jeder Schuß nur den Rückzug des Feindes, und das paßte nicht für ihren Zweck. Eine Weile trat Stillstand ein, und die Gegner schöpften Atem, aber nur, um so schnell als möglich ihre Dispositionen für Angriff wie Verteidigung zu treffen.

Wandte man den Blick gegen Norden, wie van der Rath es that, so sah man, wie die Nachhut der

Buren in den Paß einschwenkte, während die lange Reihe von Wagen sich nach der gleichen Seite arbeitete. Langsam ging es aufwärts, der Boden war vollständig ausgetrocknet, nachdem der Sonnenschein der letzten Tage in Verbindung mit einem trockenen Wind ihm alle Feuchtigkeit entzogen hatte, und eine gewaltige Staubwolke umgab die ganze Masse, deren eintöniges Gefurr weit herum hörbar war.

Auf der entgegengesetzten Seite wurde die gleiche unaufhaltsame Eile entwickelt. Die Verfolger waren ermüdet von der endlosen Jagd, gereizt von den vielen mißlungenen Angriffen, die immer nur die leere Luft trafen, und wollten sich den Raub nicht entgehen lassen, wie schon so oft früher. Im Westen brauste das Kavallerieregiment die Höhen entlang, in der deutlichen Absicht, die Berge zu erreichen und in ihrem Schutz eine Stellung einzunehmen. Aber de Vlieg hatte eine solche Bewegung vorausgesehen, und eine Menge dunkler Punkte, die rasch von einem Felsen zum andern vorwärts rückten, strebten nach den bedrohten Stellen. Dort war nichts zu befürchten, die Buren langten zuerst auf dem Plaze an, und das einzige, was die Engländer durch diese Bewegung erreichten, war, daß eine größere Abteilung vom Paß zurückgezogen wurde.

Neue Massen wälzten sich unaufhörlich über den Höhenkamm im Südwesten. Einige Abteilungen eilten der Kavallerie nach, die zuerst zur Hand gewesen und darum vorwärts geworfen worden war, während andre auf die Ebene hinabstiegen und gegen das einzelne Kopje rückten, das wahrscheinlich als Stützpunkt beim Angriff auf das Zentrum der Buren ausersehen war.

Die Truppen, mit denen die Dornenburger an diesem Tag bereits Schüsse gewechselt hatten, waren schon auf die Ebene marschirt; ihre Kanonen waren es gewesen, die den Rückzug bedroht hatten. Sie waren indessen von selbst stehen geblieben, weil sie sich als zu schwach an sahen, um etwas auszurichten, und bildeten nun den rechten Flügel der englischen Streitmacht. Doch rückte eine dünne Schützenlinie vorsichtig gegen die Vertiefung, die man jedenfalls besetzt zu finden erwartete. Aber als nichts bemerkbar war, wurde eine Compagnie zusammengezogen und stieg hinab, während zwei Kavallerieschwadronen Seite an Seite mit den Kameraden drunten langsam am Rand der schluchtartigen Vertiefung weiterritten. Die Artillerie prokte auf und folgte nach, eine passende Stelle suchend, um aufs neue ihr Feuer zu eröffnen.

Van der Rath sah voraus, daß die beiden Kavallerieschwadronen sich bald in Schußweite seiner Leute befinden würden. Mit einem Pfiff machte er seine Mannschaft aufmerksam und winkte ihr, so unbemerkt als möglich auf der östlichen Seite des Kopje Stellung zu nehmen. Alle hatten bereits die Annäherung des Feindes beobachtet und verstanden ihn. Sich gegen die Steine drückend, glitten sie um das Kopje und deckten sich hinter den Vorsprüngen.

„Nicht eher, als bis ich geschossen habe,“ rief er gedämpft den nächsten zu, als er die vor Eifer funkelnden Blicke sah, und einer flüsternde den Befehl dem andern zu. Er wollte den Feind zu überrumpeln suchen, um Verwirrung in seinen Reihen anzurichten und damit den Vormarsch um eine halbe Stunde zu verzögern.

Es war ganz still zwischen den Felsen, wo die vierzig Mann verborgen lagen. Obwohl der Feind infolge der Entfernung nicht einen Laut vernehmen konnte, so wurde doch jede Unterhaltung eingestellt, und die Mannschaft verständigte sich nur durch vorsichtige Winke und vielsagende Blicke. Die Spannung wuchs mit jedem Schritt der Pferde der Kavalleristen, und nicht die geringste Bewegung verriet, was zu erwarten war.

Jemand berührte leicht van der Raths Arm, und er wandte fast ärgerlich den Kopf, um den Friedensstörer abzuweisen. Er fühlte sein Herz schneller pochen und hatte Mühe, den Blick von den Kavalleristen abzuwenden, die langsam, aber sicher näher kamen.

Es war der alte Jan van Gracht, der zu ihm herangekommen war und sich neben ihn gelegt hatte. Der Alte grinste freundlich, schob seine Brille auf der Nase zurecht und sagte freundlich:

„Diese Schneden!“ Er nickte freundlich gegen den Reitertrupp, der sicher den südlichen Teil der Senkung leer gefunden hatte und nun, nicht die geringste Vorsicht beobachtend, in einer dichten Kolonne heranrückte. „Sind noch lange nicht in Schußweite. Wir haben eine sichere halbe Stunde vor uns. Und hätten wir nur hundert Gewehre mehr hier!“ Er fuhr nicht fort, sondern strich mit einem trockenen Lachen seine flachen Hände aneinander, damit die vollständige Vernichtung des Feindes ausdrückend.

Van der Rath lächelte grimmig; und ohne Verwunderung oder Widerwillen über die Freude, die Jan äußerte, zu bezeugen, antwortete er:

„Wir werden sie empfangen, wie sie es verdienen.“ Aber dann erinnerte er sich, daß er ein Christ sei, und sagte ein wenig sanfter, sich gleichsam selber entschuldigend: „Was ihr nicht wollt, daß euch die Men-

schen thun sollen, das thut auch ihnen nicht! heißt es in der Schrift.“

„Es steht darin noch vieles andre, um das sich niemand bekümmert,“ antwortete Jan van Gracht trocken. „Ueberlasse das denen, die die Sache verstehen. Abraham, es ist gefährlich, mehr oder Besseres zu glauben als andre, man verliert dabei nur.“ Er nahm ganz ruhig die Brille ab, hauchte sie an, rieb sie an seinem schmutzigen Rockärmel und setzte sie wieder auf die Nase. „Ich habe viel daran gedacht und auch an andres,“ fuhr er fort, „aber wir können nichts daran ändern, und wenn mich jemand schlägt, so schlage ich wieder.“

Van der Rath seufzte schwer; es war so.

„Nein, bekümmere dich nicht darum,“ sagte der alte Jan wieder, „denke statt dessen an das, was wir zu thun haben.“ Er blickte über die Ebene drunten hinaus, und seine Gedanken wurden von dem Schauspiel da drunten in eine neue Richtung gelenkt. „Es ist ja unchristlich, auf seinen nächsten Nachbar zu schießen,“ sagte er, „aber diese Menschen prahlen immer damit, daß sie gebildeter seien als wir, und mit vielem andern. Wenn sie das können, warum sollten wir nicht auch ruhig dasselbe thun? Sie mögen es auf ihr Gewissen nehmen, und ich bin zufrieden, wenn es ihnen nur nicht zu schnell gelingt.“ Er lachte auf, trocken und herb. „Und schnell geht es nicht. Abraham, ist dir nichts aufgefallen, he?“

„Was denn?“ fragte van der Rath zerstreut.

„Ja, alle unsre alten Führer sind fort, tot oder gefangen, und doch sind wir noch nicht besiegt. Es ist eine wunderliche Erde in diesem Lande, überall wachsen neue Führer aus dem Boden, sobald die alten verstorben sind. Wenn diejenigen, die uns heute führen, morgen fallen, so werden schnell ein Duzend neuer Männer aus dem Glied treten und dort beginnen, wo die andern aufgehört haben. Wir haben weniger zu fürchten als die dort“ — er wies auf die Ebene hinaus — „sie lassen sich in ein schlechtes Geschäft ein, sie schlagen sich nur, um etwas zu gewinnen, das, wenn es wirklich gewonnen werden kann, sich auf lange hinaus als wertlos erweisen wird.“

Während van der Rath auf dem Bauch hinter einem Felsblock lag und mit dem Finger am Drücker zu töten bereit war, begannen eigentümliche Gedanken sich in seinem Kopfe zu bewegen. Aber er wies sie fort, er war auch müde, und was nützte es, den Versuch zu machen, Knoten zu lösen, die nur durchgehauen werden konnten? Wie viele hatten das vor ihm gethan, und nicht ein Atom hatte sich geändert. Nein, die Menschen schienen dazu geschaffen zu sein, um alles zu vergessen, und die Welt lernte nicht eine einzige von ihren vielen Aufgaben ordentlich.

„Nein, töten wir also!“ sagte er laut wie zur Antwort auf seine Gedanken. „Uns selbst und andre, weil es so Bedingung ist.“

„Ja, ja,“ sagte der alte Jan, „aber können wir entgehen, so ist nichts Böses daran, nach den Notröden frage ich nichts.“ Und ohne vermittelnden Uebergang fügte er hinzu: „Sobald ich kann, ziehe ich mich aus dem Spiel und wandre nach den Kolonien der Deutschen aus.“

Van der Rath lächelte über den Alten, über die Männer, die gleich ihm warteten, über die Reiter, die, nichts von der Gefahr ahnend, sich immer mehr näherten, über alles und alle. Es war wieder das echt Menschliche, das sich in den Worten des Alten geäußert hatte, der Egoismus, die innerste Triebfeder, die Krieg führte und Frieden schloß, welche die ganze Welt in Bewegung setzte. Ein jeder opferte — andre, opferte mit dem stummen Vorbehalt, so viel als möglich dabei zu gewinnen oder wenigstens mit heiler Haut davonzukommen. Augenblicklich die Früchte der Mühen anderer zu ernten, das war der Zweck, und ohne einen Gedanken an die entsetzlichen Wucherzinsen, die eine Generation unaufhörlich auf die von andern gemachten Schulden bezahlen mußte, so schwindelte die Welt sich vorwärts. Sie schrieb falsche Wechsel und überließ es der Zukunft, sie einzulösen, unbekümmert darum, ob nicht der Schwindel vielleicht schon am nächsten Tag entdeckt würde.

Jan van Gracht erhob sich schnell auf dem einen Ellbogen und rief halblaut:

„Sieh still, Kerl, sonst...“

Van der Rath wurde aus seinen Grübeleien geweckt und sah sich nach der Ursache des Ausrufes des Alten um. Er fand ihn sogleich. Der Missionar hatte sich auf die Kniee geworfen und zeigte sich halb über einem Stein, hinter dem er sich verborgen gehalten hatte.

„Töten oder sich töten lassen, das ist nicht schwer zu wählen,“ sagte van der Rath, und dann schrie er, wütend über die Gedankenlosigkeit, die das Versteck der Dornenburger zu verraten drohte: „Legen Sie sich nieder, Pastor Schmidt!“

Der nächste Nachbar des Missionars hatte die Unvorsichtigkeit des Alten schon bemerkt und zwang ihn unsanft, sich wieder auf dem Boden hinzustrecken. Der

Alle ließ geduldig alles mit sich geschehen und warf nur einen langen, fragenden Blick auf van der Rath, wie um zu erfahren, was das alles zu bedeuten hatte. „Dieser Mann muß doch immer etwas Aergertliches anstellen,“ brummte Jan van Gracht. „Was hat er hier zu thun?“

„Ich habe ihn mit mir genommen.“
„Wenn es nur eine Möglichkeit gäbe, ihn fortzuschicken, würde ich zufrieden sein.“ Inurte der alte Jan. „Er ist zu allem untauglich, kann ja nicht einmal eine Büchse abfeuern. Höre, Abraham, weißt du sicher, daß er uns den Rottröden nicht verraten wird? Ich traue ihm nur halb. Entweder ist er närrisch, weil er sich einbilden kann, daß Soldaten einen Deut von dem glauben, was in der Bibel steht, oder er ist viel zu schlau. Wie es auch sein mag, ich wünsche, daß er fort wäre, ich weiß nicht, was ich von ihm glauben soll. — Apropos, Abraham, du weißt wohl, daß du Wallou tot ist? — Schau nur nicht so giftig nach diesen Kofknechten um, es dauert noch zehn Minuten, ehe sie in die richtige Schußweite kommen. — Ja, du Wallou ist ordentlich in der Erde vergraben. Ich sah, wie die Granate platzte und ihm das eine Bein forttrieb. Gleich darauf mußten wir uns aus dem Spiel ziehen und ihn seinem Schicksal überlassen. Nach einer Stunde starb er, und seine letzten Worte an die umstehenden Rottröde waren, wie ich später vernahm: „Nun ziehe ich meinen Hut, meine Herren, es lebe der Freistaat!“ — So endete ein tapferer Mann.“

Der alte Jan schüttelte bekümmert den Kopf, aber gleich darauf stieß er van der Rath mit dem Ellbogen an und flüsterte:

„Achtung!“
Die beiden Schwadronen befanden sich jetzt so nahe, daß die Männer zwischen den Steinen ihre Uniformen unterscheiden und sehen konnten, daß sie einem Husarenregiment angehörten. Die Reiter hatten ihre Gile gemäht, und unerwartet erhob ein Offizier an der Spitze seinen Säbel zum Zeichen, daß Halt gemacht werden sollte. Die Dornenburger wechselten ängstliche Blicke und fragten sich, ob sie entdeckt wären, aber die Kavallerie setzte sich schon wieder in Bewegung.

„Sechshundert Meter!“ kommandierte van der Rath leise.

Die Männer verstanden; jedes Visier wurde eingestellt, die Gewehre erhoben. Als das Geräusch des schwachen Knackens aufgehört hatte, war es totensstill auf dem Kopje, wo die Männer mit zurückgehaltenem Atem warteten; nach wenigen Minuten würden die Husaren in Schußweite sein. Aber ehe sie so weit gelangten, wurde ein neues Mandover ausgeführt. Die zunächst dem Kopje befindliche Schwadron schloß nach rechts auf, damit den Dornenburgern den Rücken lehrend, und plötzlich drang undeutlich ein Kommando durch die Luft. Wie zur Antwort erbrauste ein Hurra aus zweihundert Kehlen, die Säbel hoben sich, und in Carriere fallend, stürzte die Reitere scharf gegen Osten den steilen Abhang hinab und verschwand wie von der Erde verschlungen.

Alles ging so schnell vor sich, daß die Männer im Hinterhalt nicht einmal daran denken konnten, ihre Gewehre abzuseuern, bevor der Feind fort war. Nichts verriet, daß sie entdeckt waren, die Husaren hatten sich also nicht vor ihrem Feuer in Sicherheit gebracht; sie waren zum Angriff auf eine Abteilung geschritten, die sich noch dort drunten befand. Die Dornenburger wurden unruhig, verließen ihre Verstecke, und eine Menge Fragen und Antworten wurden schnell ausgetauscht. Waren noch mehr Flüchtlinge in der Schlucht, oder was war der Grund, daß eine vollkommen regelrechte Kavallerie-Attade dort vor ihnen gemacht wurde?

Sie brauchten nicht lange auf die Erklärung zu warten; ein lebhaftes Gewehrfeuer knatterte drunten von zwei Seiten, und der Hurraruf der Husaren schallte lauter und lauter.

„Die Bedeckung,“ sagte van Gracht kurz.

„Ja gewiß,“ antwortete van der Rath, der sich nun erinnerte, daß er die hundert Mann, die die Bließ als Nachhut zurückgelassen, nicht über die Ebene sich zurückbewegen gesehen hatte. „Was in des Himmels Namen haben sie da drunten gemacht?“ Er war seiner Sache sicher; die kleine Abteilung hatte sich aus einem unbekannten Grund verspätet und war eingeholt worden. Vielleicht hatte eine Art Edelmut die hundert veranlaßt, stehen zu bleiben und sich aufzuopfern, damit die Flüchtlinge nicht eingeholt werden könnten, vielleicht glaubten sie sich in der Schlucht verbergen und von dort aus dem Feind Schaden zufügen zu können. Den Männern auf dem Kopje, die alles hörten, ohne das geringste zu sehen, war es unmöglich, die Sachlage zu beurteilen. Jedenfalls war die schwache Nachhut entdeckt und einem Angriff der englischen Infanterie und Kavallerie ausgesetzt, und ihre Rindergahl machte den Ausgang des Kampfes zum voraus sicher.

Der Lärm steigerte sich, das Gewehrfeuer nahm zu, und eine Staubwolke erhob sich über die Hügel. Die Dornenburger, die von allen am nächsten waren, richteten sich in die Höhe und suchten in die Senkung hinabzu-

blicken, aber sie sahen nicht mehr als alle andern: die Staubwolken, die sich verdichteten und gegen Norden wälzten, bewiesen, welche Richtung die Husaren einschlugen. Dann hörte das Schießen auf der einen Seite ganz auf; die englische Infanterie drunten in der Vertiefung hatte wahrscheinlich ihr Feuer einstellen müssen, um nicht den eignen Kameraden zu schaden, die nun zwischen ihnen und dem Feind ritten. Aber auch das Feuer der Buren ermatete und hörte bald vollständig auf; nur die Hurrarufe, der Lärm und das Pferdegetrappel ließen sich noch hören wie früher.

Für die Männer auf dem Kopje, die selbst schon an mehreren Schlachten teilgenommen hatten, war es nicht schwer, zu erraten, was geschah. Ihre Landsleute flüchteten Hals über Kopf, und die Husaren verfolgten sie. Fünf unheimlich lange Minuten verstrichen, dann erschienen einige Buren Soldaten auf dem Plateau hinter dem Kopje. Auf die Hälfte der Pferde gebeugt, spornten sie die Tiere gleich Wahnsinnigen; mehrere folgten nach, und bald wälzten sich verwickelt und durcheinander gemengt Reiter mit breitrandigen Hüten und Husaren, deren Säbel sich unaufhörlich hoben und senkten. Die rasende Schnelligkeit hatte die kämpfende verworrene Masse von Menschen und Pferden ebenso unerwartet auf den Plan geschleudert, wie die Husaren vorhin in den Boden versunken waren. Mitten zwischen den beiden Armeen brauste ein erbittertes Gefecht gegen Norden. Säbel blitzen in der Sonne, Revolver- und Büchsenhüsse knallten, und der Staub hüllte die Kämpfenden in einen bald dünnen, bald undurchdringlichen Schleier, der Einzelheiten gewisser Szenen sichtbar werden ließ, um sie sogleich wieder zu verbergen und der Phantasie freien Spielraum zu lassen. Einen Schuß in dieses Getümmel abzuseuern, hätte den Freunden ebensogut schaden können wie den Feinden, nicht einmal die sichersten Schützen wagten einen solchen Versuch zu machen.

Wahrscheinlich infolge der Beschaffenheit des Bodens geschah der Vorstoß von Südwesten gegen Nordosten. Der rechte Flügel der Burentruppen wurde dem härtesten Anprall ausgesetzt und vollständig gesprengt, während es dem linken und einem Teil des Zentrums gelang, sich verhältnismäßig fest zu behaupten. Während also etwa fünfzig Mann niedergefäbelt oder über den Haufen geritten wurden, zogen sich etwa vierzig Mann in einer gewissen Ordnung gegen Westen und aus dem Bereich der Husaren zurück.

Das Jammergeächrei und die Hurrarufe, die Schüsse, der Lärm und das Geräusch der Hunderte verschiedener, blind durcheinander geworfener Gegenstände war auf dem Kopje deutlich hörbar. Und von beiden Seiten beobachtete man durch Fernrohre die Wechselfälle des heftigen Kampfes, und unterdessen tummelten sich die Husaren mit ihren Gegnern und drohten einen Teil von ihnen vollständig zu vernichten. Van der Rath und seine Leute unterschieden alle Einzelheiten in diesem Kampf, der kaum dreihundert Meter weit von ihnen entfernt stattfand, ohne daß sie auf irgend eine Weise eingreifen und ihren Freunden zu Hilfe kommen konnten.

Fünf Minuten dauerte der Kampf, dann ermatete der Angriff infolge seiner eignen Heftigkeit. Keuchend und erschöpft hielten die Husaren inne, und vor ihnen jagten zwei Duzend Buren gegen Norden, so schnell ihre Pferde zu laufen vermochten.

Als die Kämpfenden sich getrennt hatten, eröffneten sofort ein paar Kanonen im Hohlweg ein heftiges Feuer und überschütteten die Engländer mit Granaten. Sie warteten trotzig eine Weile, als aber auch die Gewehre von dem Kopje zu knallen begannen und mehrere Sättel sich leerten, da zerstreuten sie sich in einem weiten Bogen gegen Osten und zogen sich außer Schußweite zurück.

Ein Haufe Verwundeter trock auf dem kleinen Schlachtfeld; die, die Kraft genug besaßen, schleppten sich entweder nach dem Hohlweg oder nach den Bergen, und die Männer auf dem Kopje konnten nun ein neues eigentümliches Schauspiel beobachten. Die sich eben erst noch das Leben zu nehmen gesucht hatten, schienen jetzt jede Feindschaft vergessen zu haben. Ein Husar reichte einem Bur seine Feldflasche zum Trinken und entfernte sich nach einem wohlwollenden Nicken, an einer andern Stelle half ein Buren Soldat einem Segner auf die Beine und reichte ihm ein Gewehr als Krücke. Aber nicht alle verfuhrten auf ähnliche Weise, und dies konnte man auch nicht von Leuten erwarten, die lange Zeit systematisch gegeneinander aufgehetzt worden waren. Ein Unteroffizier, dessen Wildheit sich bis zum Wahnsinn steigerte, erschloß kaltblütig einen leicht Verwundeten neben sich, aber als er noch einen zweiten bedrohte, wurde er durch einen Kolbenschlag von hinten zu Boden gestreckt. Der Husar, der den Inhalt seiner Feldflasche mit einem Feind geteilt hatte, lehrte um und wollte seinem Vorgesetzten beistehen; ein paar abgefeuerte Reiter machten Miene, sich mit ihm zu verbinden, und ein Kampf drohte wieder zu entbrennen auf dem kleinen, von der Sonne beschienenen Plage. Aber alle erkannten sogleich, wie wahnsinnig es sein würde, dreihundert Meter von dem Kopje. Das Feuer wurde gedämpft,

und kriechend oder springend entfernten sich die Husaren, dankbar dafür, daß ihnen dies gestattet wurde. Der Prolog des Dramas war ausgespielt; auf dem Platz blieben nur eine Menge toter und sterbender Pferde liegen, deren klagendes Wiehern die Luft erfüllte, nebst einer Anzahl furchtbar verstümmelter Menschenleichen.

Die vierzig Buren, die der unerwartete Angriff von ihren Kameraden getrennt hatte, waren gegen Nordwesten geritten und befanden sich jetzt ungefähr eine halbe Meile von dem Kopje, aber anderthalb Meilen von dem Berg entfernt, dem sie zustrebten. Ihre Verbindung mit dem Hauptcorps war schon abgeschnitten, denn das über den Höhenkamm im Westen vorgedrückte Husarenregiment war von dort herabgestiegen und befand sich näher dem Berge als sie. Als die vierzig einer feindlichen Abteilung entgangen waren, näherten sie sich wieder einer andern, und wenn sie noch eine weitere halbe Meile in der gleichen Richtung vorrückten, so setzten sie sich selbst wenn es ihnen gelang, an den Segnern vorüber zu kommen, auf nahe Distanz einem mörderischen Feuer aus, da jene sie bemerkt hatten und sich rasch näherten. Nach minutenlangem planlosem Zaudern lehrten sie um, nahmen ihren Kurs nach dem Kopje und verbanden sich mit den Dornenburgern.

Das Kavallerieregiment setzte seinen Vormarsch noch einige Zeit fort, wurde aber vom Berge, dem Kopje und den Kanonen im Paß unter Feuer genommen. Die Schwadronen machten einen Aufschluß, mustergültig wie auf dem Exerzierplatz, dann zog sich die ganze Truppe zurück.

Van der Rath verteilte die willkommenen Verstärkung, die ihm der Zufall zugeführt hatte, zwischen den Steinen und erwartete das weitere. Noch hatte niemand sich um ihn und seine Männer bekümmert, aber ihre Stellung war nun verraten, und der Feind nahm wahrscheinlich nichts vor, bis die Verteidiger des Kopje verjagt oder gezwungen worden waren, sich zu ergeben. Als er jetzt das Schlachtfeld betrachtete, sah van der Rath, welch scharfen Blick die Bließ besaßen hatte, als er gerade diese Stellung wählte und eine Handvoll Männer dorthin warf. Sie zu opfern, war nicht nutzlos, wenn die Aufmerksamkeit des Feindes von ihm abgelenkt wurde, und alles deutete an, daß die Engländer gerade dem Kopje große Beachtung schenkten. Eine Batterie und zwei Kugelsprizen fuhren auf und prokten auf etwa zweitausend Meter Distanz vor der Stellung ab; ein Regiment berittener Infanterie ließ die Pferde außer Schußweite und formierte sich zum Gefecht. Die Aenderungen, die vorgenommen werden mußten, hatten den General nicht verblüfft, er war bereits an diese verzweifelten Nachhutkämpfe gewöhnt, die überall auf ihn warteten. Er traf seine letzten Verfügungen mit der Ruhe eines Mannes, der weiß, daß er nichts zu fürchten hat.

Das ganze ungeheure Operationsfeld bot ein Bild der kopflosesten Ueberstürzung, die sich aber trotzdem bald in eine durchaus musterhafte Ordnung veränderte, nachdem die Truppen endlich ihre bestimmten Plätze eingenommen hatten. Nur die Infanterie in dem Hohlweg verhielt sich still, nachdem die Kanonen der Buren am Paße eine Granate nach der andern in seinen nördlichen Teil zu schleudern begonnen hatten, wodurch sie den Feind verhinderten, festen Fuß zu fassen und das Kopje von dieser Seite zu beschließen. Aber weiter östlich bereitete sich ein Angriff nach dem Berge vor, indem sich große Massen den Höhenkammen entlang zeigten. Es war augenscheinlich die Absicht des Generals, die Buren mit Scheinangriffen zu beschäftigen, während das Kopje genommen wurde. Er glaubte den Plan der Segner durchschaut zu haben und beschloß, schnell zu handeln und ihn der wertvollen Zeit zu berauben. Die Artillerie erhielt den Befehl, zu beginnen, die Infanterie, vorzurücken.

Die Batterie eröffnete sofort ihr Feuer, und ein Zuden durchfuhr jeden Mann hinter den Steinen; es galt jetzt ihnen. Die erste Kanone ent sandte einen Blitz, ein dünner, fast unsichtbarer Rauchring flatterte vor ihrer Mündung und löste sich auf. Mit einem durchdringenden, klagenden Pfeifen flog die Granate durch die Luft — einige Sekunden atemloser Spannung, und das Geschloß platzte weit hinter dem Ziel — das nächste eine Strecke davor, und dann folgte eine ganze Menge anderer mit dem gleichen Pfeifen und Zischen. Sicher vor den tobbringenden Gewehren, arbeitete die Artillerie mechanisch, ohne allen hindernden Eifer, aber auch mit einer Ruhe, die bewirkte, daß sie sich bald eingeschossen hatte.

Um seine Leute zu beschäftigen, befahl van der Rath ihnen, mit den Infanteristen Schüsse zu wechseln, die rasch anrückten und sich bereits in lange Schützenlinien auflösten auf kaum tausend Meter Distanz. Die Leute, die hinter ihren improvisierten Brustwehren zusammengekauert lagen, veräumten die Gelegenheit nicht. Einem starken Granatenfeuer ausgesetzt zu sein, ohne Hoffnung, es selbst mit einem einzigen Büchsenhüß erwidern zu können, stellt sogar die härtesten Nerven



Gang zum Brunnen. Nach dem Gemälde von H. Giesel.



Die abgebrannte Mühle. Nach dem Gemälde von Paul Meyerheim.

auf eine schlimme Probe, und mehr als einer hatte sich scheu umgesehen, um zu erforschen, ob ein Weg zum Rückzug offen gehalten wurde. Das schnelle Vorrücken der Infanteristen, ehe die Kanonen den Mut der Verteidiger hatten brechen können, war ihnen eine wahre Linderung. Das ununterbrochene Knattern der Gewehre verhinderte sie, auf die plätschenden Granaten acht zu geben, die immer näher einschlugen; vielleicht daß eine von ihnen schon in der nächsten Sekunde zwischen die Felsen fahren würde, und sie wußten, wie verheerend ihre Wirkungen an einem festen Ziel waren.

Und was sie erwarteten, traf ein. Eine Granate sprang am östlichen Abhang des Kopje. Die Steine wurden zersplittert und auseinandergeschleudert, der Boden aufgerissen; Sand und Schutt wirbelten umher, eine feine Staubwolke vermischte sich mit dem erstickenen Rauch, und ein schwacher Luftzug trug ein triumphierendes Hurragegeschrei zu den Männern empor, die mit pochenden Pulsen und trockenem Gaumen dort lagen. Aber sie kannten die Furcht nicht mehr, welche die Ungewißheit immer mit sich bringt, sie sahen kalt dem unerbittlichen Schicksal in die Augen, und der Zorn, der ihnen aushalten helfen sollte, kam mit dem ersten treffenden Geschöß. Sie jubelten also da drüben und verhöhnten sie! Der Haß flammte auf einmal in ihnen auf, überall knirschten zusammengegebissene Zähne, das Gewehrfeuer nahm zu, und als ein paar Infanteristen zu Boden stürzten, antworteten die achtzig ihrerseits mit einem herausfordernden Geschrei.

Die Kanonenschüsse dröhnten nun ohne Pausen, die schreckliche Aufregung des Krieges trieb die Angreifer zu neuen Kraftanstrengungen; der Abend rückte heran, und der Anbruch der Dunkelheit würde die Blöße wieder Zeit zum Entkommen bringen. Ermüdet von den endlosen Märschen, verlangten die Soldaten nur danach, sich schlagen zu dürfen. Sie ahnten die Bestimmung des Kopje: sie zu hindern, Zeit zu gewinnen, und gelang dies den Männern da drüben, dann blieb nichts andres übrig, als immer wieder von vorn anzufangen — ohne je zu einem Ende zu kommen. Offiziere und Mannschaft hatten eingesehen, was auf dem Spiele stand, und kaum war der Befehl zu weiterem Vorrücken erteilt worden, als die Infanteristen aufsprangen und nach dem Kopje stürzten.

Hurra schreiend stürmte die lange, gewundene Linie über die Ebene, da und dort einen Verwundeten oder Toten im Gras liegen lassend. War es englischer Soldaten würdig, sich in sechsfacher Anzahl durch eine Handvoll Soldaten aufhalten und sich den Lohn ihrer Anstrengungen entreißen zu lassen? An eine Antwort zu denken, war unnötig, also vorwärts!

Reuchend, von Schweiß durchnäßt und atemlos rannten die Soldaten auf dem Feld achthundert Meter von dem Kopje entfernt heran und begannen schnell ihre Patronen abzufeuern. Hurra! — ein vielstimmiges, höhnendes Freudengeschrei drang zu den Verteidigern herüber, die nicht nach seiner Ursache zu fragen brauchten. Drei Granaten waren fast gleichzeitig zwischen den Steinen geplatzt, fünf Mann wurden buchstäblich in Stücke gerissen und eine lange Strecke weit die in der Eile aufgeworfenen Verschanzungen rasiert. Einige Verwundete krochen jammernd nach der Spitze, um dem Geschößhagel zu entkommen, der die Steine in Stücke peitschte, aber die Gewehrflügel erreichten sie, und einer nach dem andern fiel.

Es war nicht daran zu denken, sich in dem mörderischen Feuer behaupten zu können, es blieb nichts andres übrig, als auf der nördlichen Seite des Kopje Deckung zu suchen. Van der Rath winkte den Männern, sich so gut als möglich zurückzuziehen, und auf allen vieren kriechend, durch Klüfte und Senkungen schleichend, entfernten sie sich. Viele waren schon verwundet, und die durch die Not erzwungene Verletzung nach einer geschützteren Stellung kostete drei Mann das Leben. Die Granaten schlugen ohne Unterlaß zwischen den Steinen ein, warfen sie durcheinander und verursachten mehrere Steinkawinen. Schutt und Scherben flogen nach allen Seiten, an zwei Stellen dampfte der Boden von Blut wie in einer Schlächtere, und die Kugeln der Infanterie peitschten wie Hagel die Felsen.

Die Verteidiger des Kopje wurden in fünf Minuten bis auf sechzig Mann dezimiert, aber keiner schien an Ergeben zu denken. Alle wußten, wie viel von ihrer Ausdauer abhing, und als sie sich auf dem Gipfel hatten sammeln können, unterhielten sie von dort aus ein ununterbrochenes Feuer gegen die Angreifer auf der Ebene. Die Ueberreizung stieg bis zum Siedepunkt. Die Männer knirschten vor Ingrimm mit den Zähnen, beteten oder fluchten, wenn sie nicht Schmähsprüche dem Feind entgegenschleuderten, der diese ohnmächtigen Aeußerungen eines wahnsinnigen Zornes doch nicht hörte. Der Lärm wurde betäubend, die Explosionen folgten einander immer schneller, große Steine wurden hoch in die Luft geschleudert und zerschmetterten beim Herabfallen alles auf ihrem Weg. Eine wilde, wahnsinnige Verwirrung ergriff die Männer, der salzige Blutgeruch des Schlachtfeldes, der Dampf von Schweiß und Wolle und der Pulverrauch kitzelte ihre Nasen,

das Gehirn arbeitete mit schwindelnder Eile, das Fieber raste in ihren Adern, und als sie den Feind unaufhaltsam sich nähern sahen lachten sie gellend auf vor Wut.

Ein Greis betete laut sein Vaterunser, während er wütend einen Schuß nach dem andern abfeuerte. Hastig richtete er sich auf, unbekümmert um die Gefahr, und fuhr fort zu schießen. Mit einem Krachen, das die Trommelfelle vibrieren machte, platzte eine Granate drei Meter weiter unten, alle wurden einige Sekunden in den emporqualmenden Rauch eingehüllt. Als er sich zerstreut hatte, lag der Alte ausgestreckt zwischen zwei Steinen, und zwanzig Schritte weiter rollte ein unkenntlicher Gegenstand den Abhang hinab: sein Kopf, der vom Kumpf gerissen worden war. Sobald er dieses gesehen hatte, sprang ein Junge in die Höhe, und stieß, die Hände ballend, eine Flut von Schimpfworten gegen den Feind aus, die nicht einmal seine nächsten Nachbarn verstanden. Schon im nächsten Moment wurde er durch eine neue Explosion in Stücke gerissen und als blutige Masse vor die Füße des Missionars geschleudert.

„Was ist das?“ fragte der Alte angstvoll.

„Krieg! Hörst du es, du, der du noch von Menschenliebe auf einer solchen Erde wie dieser hier sprichst!“ schrie van der Rath, der seine Frage ahnte, ohne sie gehört zu haben.

Der Alte vernahm seine Worte ebenso wenig, und mit einem ratlosen Ausdruck in seinen erschrockenen Kinderaugen zog er seine Bibel hervor und begann laut zu lesen, als wäre es der Stimme eines Menschen möglich, diesen unbeschreiblichen Lärm zu übertönen.

Es heulte und jammerte in der Luft, die Felsen zitterten, und der Boden bebte. Die Strahlen der Nachmittagssonne fielen schräg, aber die Hitze war gleichwohl drückend. Die Verteidiger des Kopje, die seit dem Morgen nichts gegessen hatten, wurden empfindlich vom Hunger geplagt. Ueberdies schnürte der Durst ihre Kehlen zusammen, der Speichel blieb in den Mundwinkeln kleben und vertrocknete, ihre Lippen spalteten sich, aber diese Qual vermehrte nur ihre Wildheit. Und obgleich sie so furchtbar litten, war dies kaum der Rede wert gegenüber den Schmerzen der Verwundeten. Ein Jüngling stieß fortwährend seinen Kopf gegen einen scharfen Steinrand, um seine Qual zu betäuben. Ein anderer mit durchschossenem Hals warf sich blindlings über einen Vorsprung hinab, und das Letzte, was man von ihm hörte, war ein irr-sinniges Lachen, das gleich dem Geheiß eines heiseren Vogels den Lärm durchdrang. Ein Mann, dem beide Beine zerschmettert waren, grub seine Zähne in seinen nackten Oberarm und riß ein großes Fleischstück heraus, um sein eignes Blut zu trinken und damit den wütenden Durst des Wundfiebers zu löschen.

Gereizt von dem hartnäckigen Widerstand, hatte die Infanterie auf der Ebene sich einige hundert Meter näher an das Kopje herangearbeitet. Ihr Feuer rollte ohne Unterbrechung, und angeregt von ihrem Beispiel, verdoppelten die Artilleristen ihre Anstrengungen. Die Felsen schienen in Staub verwandelt werden zu sollen unter den häufigen Explosionen, und die Schüsse der Büten fielen nur noch spärlich, ein Zeichen, daß ihre Widerstandskraft im Nachlassen war.

Van der Rath lag sicher geschützt und feuerte seine Patronen ab, als er eine kleine weiße Flagge drunten auf der Ebene sich erheben sah, worauf das Gewehrfeuer sogleich abnahm und gleich darauf auch die Artillerie aufhörte, Granaten zu schleudern. Eine fast beängstigende Stille folgte dem heftigen Kampflärm, an den sich aller Ohren gewöhnt hatten, und auf van der Raths Befehl stellten auch seine Leute das Feuer ein.

„Abraham, du denkst wohl nicht daran, dich zu ergeben?“ fragte Jan van Gracht ängstlich.

„Nein,“ lautete die Antwort, „aber der Bließ bedarf Zeit. Mögen sie eine halbe Stunde mit Unterhandlungen verlieren. — Was wollen Sie, Pastor?“ Durch das Schweigen aus seinem Halbschlummer geweckt, in den er versunken war, hatte der Missionar sich des Gesehtes bei Koopmans Kraal erinnert, wo er eine gewisse Rolle gespielt hatte. Jetzt glaubte er die Zeit gekommen, wo er wieder das Gleiche versuchen konnte, und zu van der Rath tretend, reichte er ihm ein Taschentuch. Der Alte bildete einen eigentümlichen Kontrast gegen die pulvergeschwärzten, blutigen Männer, die sich um ihren Anführer drängten, und als er ihre düsteren Mienen sah und eine höhnische Bemerkung hörte, wurden seine Augen von Thränen verdunkelt.

„Ergebt euch!“ sagte er schnell und streckte die Hände gegen sie aus.

„O,“ fiel van Gracht unfreundlich ein, „das kommt wohl noch.“ Und er, der sonst immer eine uner-schütterliche Ruhe bewahrte, brach auf einmal in unbändigen Zorn aus und schrie: „Was wollen Sie hier, verdammter Unglücksrabe! Sie mit ihrem Geschwefel von Bruderliebe und deraartigem Zeug, das nicht einen Pfifferling wert ist. Haben Sie einen einzigen Menschen sich darum bekümmern sehen, wie? Was haben die

Rotröde geantwortet, als Sie sie befehlen wollten? — Ergeben, ergeben! Dummheiten! Und wenn wir uns jetzt ergäben, wie würde es unsern Freunden drüben ergehen, was meinen Sie? Sie sind ja hinter ihnen her wie tolle Hunde! Gehen Sie Ihres Weges, sage ich, gehen Sie! Oder noch besser, nehmen Sie ein Gewehr und schießen Sie damit!“

„Herr im Himmel!“ stammelte der Missionar empört und machte eine abwehrende Bewegung, als van Gracht ihm wirklich eine Büchse in die Hand geben wollte.

„Ja, dort oben ist er, aber nicht auf Erden,“ fuhr Jan gleich heftig fort, „sonst würden sich wohl die Menschen ein wenig um ihn kümmern, aber sie thun es nicht, das wissen Sie und alle andern. O, daß ich siebzig Jahre leben müßte, um so etwas zu lernen, o, daß ich . . . doch nein, es nützt nichts.“ Und ebenso unerwartet wie sein Wortstrom zu sprudeln begonnen hatte, versiegte er wieder. Jan van Gracht trocknete den Schweiß von seiner Stirn, setzte sich auf den Boden und putzte sein Gewehr.

Ein Trompetensignal ertönte auf der Ebene, und als die Männer sich dorthin wendeten, sahen sie einen Offizier nebst einem Trompeter, der die weiße Flagge schwang, sich nähern.

„Wir wollen sie nicht so weit kommen lassen, daß sie sehen können, wie schwach wir sind,“ sagte van Gracht zu van der Rath.

„Sei ruhig,“ antwortete dieser, „ich vergesse nicht, was ich dir versprochen habe.“ Er kletterte über die Verschanzung und ging eine Strecke die südliche Seite hinab, worauf er stehen blieb und wartete, bis der Parlamentär ungefähr auf zwanzig Schritte Entfernung herangekommen war, dann hielt er ihn auf mit dem kräftigen Anruf: „Was wollen Sie?“

In strammer Haltung machte der Offizier Halt und forderte die Verteidiger kurz auf, sich zu ergeben.

Van der Rath, der auf alle Weise Zeit zu gewinnen suchte, schien sich den Vorschlag zu überlegen, und als der Offizier Zeichen von Ungebuld zeigte, antwortete er, daß er sich erst mit dem Kommandanten beraten müsse.

„Wie lange dauert es?“

„Ja,“ van der Rath dachte aufs neue nach, „ich vermute zwei Stunden, vielleicht drei.“

Der Offizier, der die feindliche Stellung genau betrachtet und gesehen hatte, wie fürchterlich die Granaten gehaust, zuckte die Achseln. Es war ganz einfach unverschämte, einen solchen Aufschub zu verlangen, und er begann zu ahnen, daß der Regimentschef eine Unklugheit begangen hatte, als er auf eignen Antrieb das Geseht abbrechen ließ.

„Ich werde meinem Oberst Ihre Antwort mitteilen, ich für meinen Teil hoffe, daß er keine Rücksicht darauf nimmt,“ sagte er sehr förmlich und kehrte mit dem Trompeter zurück, nachdem er noch einen Blick auf die für ihn erfreuliche Erscheinung eines kleinen Ninnfals von Blut, das zwischen ein paar Felsen herabsiedelte, und auf einige Verwundete geworfen hatte, die sich in Todeszuckungen wandten.

Van der Rath sah, wie er sich entfernte, kletterte langsam wieder hinauf auf das Plateau und sagte: „Eine halbe Stunde, das ist alles. Ebenfalls können wir noch aushalten, falls sie nicht stürmen, das macht alles in allem drei Stunden.“

Verwundert über den Abbruch des Gesehtes und das Einstellen des Feuers, hatte der Oberbefehlshaber einen Adjutanten zum Oberst gesandt, der den schmeichelhaften Auftrag erhalten hatte, das Kopje einzunehmen. Der Vot hatte eine Frage zu übermitteln, die nicht in der unter Gentlemen üblichen Form gestellt wurde, und obwohl er die Worte bedeutend milderte, so klangen sie doch derart, daß der Oberst einsehen mußte, welche bösen Fehler er begangen hatte.

„Da der Herr Oberst freiwillig den Befehl abgeben zu wollen scheint, so hat der General,“ der Adjutant nannte den Namen eines seiner Uner-schrockenheit wegen bekannten Offiziers, „hergeschickt, um zu vollenden, was . . .“ Der Adjutant beendete seinen Satz nicht, der Blick des unglücklichen Obersten wurde so bittend, daß er es nicht über sich brachte. Und der Oberst, der wußte, daß er den Gegner nur aufgefordert hatte, um seine eignen Leute zu schonen, wurde wütend über das dumme Gefühl von Menschlichkeit, das ihn dazu verleitet hatte. Mit zornig gerunzelter Stirn warf er dem eben angekommenen Parlamentär eine Frage entgegen.

„Wie viele sind es, was glauben Sie?“

„Höchstens hundert Mann.“

Der Oberst schickte ihn zur Artillerie mit dem Befehl, das Spiel sogleich aufs neue zu beginnen, und gab zugleich Ordre zum Vorrücken; er wollte nicht mehr weder die Seinigen noch andre schonen und sich damit wohlverdiente Vorwürfe zuziehen. Gerade der Umstand, daß er als Mensch gedacht und gefühlt hatte, erwies sich als ein unverzeihlicher Fehler. So ist nun einmal das Kriegshandwerk. (Schluß folgt.)

Ernst Zahn.¹⁾

Eine Selbstbiographie

Mit sieben Abbildungen nach photographischen Aufnahmen.

Zah, Ernst Zahn, bin geboren zu Zürich am 24. Januar 1867. Mein Vater war Pächter des Café littéraire, eines bekannten Kaffeehauses, wo unter andern Koryphäen auch Gottfried Keller verkehrte. In dem alten Hause an der Storchengasse bin ich geboren. Meine Mutter bezahlte meine Geburt mit langen Wochen schweren Leidens; ach, es waren nicht die letzten Schmerzen, die ich ihr brachte!

Mein Vater, Wilhelm Zahn, stammt aus Arzberg in Bayern. Er hatte, als widrige Schicksale seine Eltern ihres Vermögens beraubten, früh seinen Weg sich selbst zu suchen und wählte den mit Unrecht so viel angefochtenen Kellnerberuf. Wie gerne lauschte ich als Knabe und Jüngling den Erzählungen von seinen Wanderungen nach München, ins Oesterreichische, in die Schweiz, zur Zeit, da noch nicht in jedes Thal die Eisenbahn sich einschlangelte, sondern noch die aller Behaglichkeit feindlichen Stellwagen den Verkehr vermittelten. Als seine Fahrt ihn nach Zürich geführt hatte, war ihm das Glück hold, und gelang es ihm sich selbständig zu machen. Der Betrieb des Café littéraire bildete seine erste Bethätigung als selbständiger Geschäftsleiter, und als nach kurzer Ehe seine erste Frau, Amalie Werner aus Mühlheim, ihm starb, ihm einen Knaben, meinen um zwei Jahre älteren Stiefbruder Werner, zurücklassend, gab er ihr in meiner herzlichen Mutter, Anna Bud, eine Nachfolgerin.

Meine Mutter war die Tochter eines aus Reutlingen nach der Schweiz gekommenen Mannes, der sich als Mehger zu Zürich Ansehen und Vermögen erworben, eines zugleich hartnäckigen und gütigen, gegen die Seinen ebenso strengen als liebevollen, um ihr Wohl besorgten Menschen. Johannes Bud, mein Großvater mütterlicherseits, erscheint mir als der Inbegriff eines Biedermannes; ich werde auf ihn wie auf meine Großmutter noch zu sprechen kommen. Meine Mutter soll eine schöne, vielumworbene Jungfrau gewesen sein! Ich, ihr Sohn, will es gerne glauben; denn die hohe, stattliche Frau mit den strengen, blassen Zügen, mit dem grau, nun auf einmal grau gewordenen Haar ist noch mein Stolz, ist mir noch die schönste, werbenswerteste Frau, die ich kenne neben jener, die ich mir zur lieben Weggefährtin warb.

Als mein Vater das kaum sehr einträgliche Café littéraire aufgab, um ein andres Geschäft, das Gesellschaftshaus zum Baugarten in Zürich, zu übernehmen, zählte man mein Alter erst nach Monaten. Um von meinen ersten Lebensjahren erzählen zu können, mühte ich mich aufs Hörenfagen verlassen, und selbst da wäre recht wenig zu erhellen, denn der dicke, gesunde Klotz, der seiner Mutter so viel Gesundheit weggenommen hat, mag sich wenig genug von der großen Menge anderer Kinder unterscheiden haben. Einmal freilich, da seine Wärterin ihren altmodischen Riesenhut bereit gelegt hatte, um mit ihm auszugehen, das Kind aber einen Augenblick noch warten hieß und sich entfernte, gab dieses insofern eine Art Beweis früher Selbstständigkeit, als es, der noch im Mädchenröckchen gehende Knabe, den Riesenhut der Wärterin, der alten Jungfer, sich aufstülpte, eine eidgenössische Fahne, sein Spielzeug, fest in seine Händchen packte und, in den Hausschuhen, wie es ging und stand, sich auf den Weg nach dem Hause der Großeltern machte. Es galt für den Kleinen eine gefährliche Wanderung über einige der verkehrsreichsten Brücken der Stadt, und sein Verschwinden weckte im Vaterhause nicht geringe Bestürzung; aber als er im großväterlichen Hause glücklich ankam, dort mit Ausrufen des Schreckens und des Staunens empfangen und nachher von der alsbald zur Stelle gerufenen Mutter gescholten wurde, erklärte er mit halbem Weinen, daß er ja nur auf dem „weißen Weg“, das hieß dem Trottoir, gegangen sei. Den „weißen Weg“ der Kinderzeit, den friedlichen, seitab des großen Bärms führenden, den fährdelosen, den sucht der Mann jetzt wieder; freilich und seltsam, der Mann geht unsicherer darauf als einst das kleine, hilflose Kind.

Von den Tagen auf dem „Baugarten“ haftet wenig in meiner Erinnerung. Ich sehe den Hügel noch, auf dem das Gesellschaftshaus stand, weil ich ihn später, als mein Vater nicht mehr Inhaber des Geschäftes war, noch einmal sah. Im übrigen ist mir nur, als

sei ich durch terrassenförmig angelegte Anlagen gestreift, Geländer aus roten Bogenziegeln tauchen vor mir auf, auf die sich so leicht klettern ließ, und aus den Tiefen blüht es blau auf: der See mit weißen Segeln und unzähligen Ruderbooten. Auf der Terrasse der Restauration sitzt ein alter, freundlicher Herr, er hat ein kleines Silberbrett — eine Tasse und — Zucker — Zucker darauf — vor sich; ich stehe neben ihm, und er schiebt mir etwas in den Mund, das unendlich wohl geschmeckt haben muß, da der Mund des Dreißigjährigen noch süß ist von dem, was der kleine Knabe schluckte. Zu diesen wenigen Bildern führt mich das große Heimweh zurück, das jeden Menschen zuweilen überkommt, ihn an der Hand nimmt und in die Lande der Kindheit zurückleitet. Der „Baugarten“ ist nicht mehr, der Hügel ist abgetragen, von den Anlagen zu seinen Füßen ist nur ein armseliges Stück zurückgeblieben, und den See hat man zurückgedrängt; zwischen ihm und den grünen Rasenplätzen am Fuß des „Baugartens“ laufen die Quais, die vornehmen Uferbauten des neuen Zürich; an Stelle des einstigen Gesellschaftshauses steht jetzt eine der Prachtbauten der stolz gewordenen Stadt, die Börse.

Vom „Baugarten“ verzogen meine Eltern ein paar



Ernst Zahn

Jahre später nach Siders (Sierre) im Kanton Wallis, wo sie einen Gasthof übernommen hatten. Hier verlebte ich sorglose Jahre, die jetzt, verklärt von jenem Licht, das stets über den Gesilden der Vergangenheit liegt, mir wie eine Märchenzeit erscheinen wollen. Ein wundervolles Land mit südlicher Vegetation, mag das Wallis schon auf den Knaben seinen Zauber haben wirken lassen und sich ihm lieb gemacht haben; es zieht ihn zuweilen dahin zurück, wie nach einem verlorenen Paradies. Dort in dem kleinen Dorf war inmitten einer streng katholischen Bevölkerung ein kleines Trüpplein Protestanten ansässig, die ihre eigene Schule für ihre Kinder sich schufen. Ich sehe die Stube noch, die niedere, mit den unbequemen Bänken. Die Schulkinder hatten sie selbst, abwechselnd, zu reinigen und in Ordnung zu halten, und als die Reihe an mich kam, regte sich das Stadtkind in mir, und das Ungeheure, das mir angeschlossen wurde, entlockte mir Thränen. Diese haben das Schulkloster sauber gewaschen, denn sie rührten der Eltern Herz, daß sie eine Puhfrau mit Wasser und Besen nach der Schulküche sandten, das zu thun, was ihr not that. Ich sehe den Lehrer noch, den frommen Mann mit dem roten Backenbart und den Hungergliedern; er hat den Lehrerberuf längst an den Nagel gehängt und ist Weinbauer geworden; seine Trauben schmecken besser als seine Gelehrsamkeit. Mit mir auf den Schulbänken saßen die Kinder eines Arztes; eine große Freundschaft verband uns, mich und meine Schwester, mit den drei Brüdern und zwei Schwestern des Doktors. Wir waren wie Geschwister einer Familie, und war fast kein Tag, der uns nicht beizammen sah.

Die Freundschaft ist in die Brüche gegangen; das Leben reißt arg an derlei Tuch; nur zwischen zweien hat sie gehalten; ich habe einen Jugendfreund, dem

eines meiner Bücher gewidmet ist; er ist zu mir gestanden durch dick und dünn.

Der Lehrer zu Siders hatte mir an Weisheit gegeben, was er zu geben vermochte; es hätte nicht weit hinein gereicht auf die Reife in die modernen Tage und in den Kampf ums tägliche Brot. Meine Eltern gaben ihren Ältesten von sich, sicherlich nicht leichten, kaum aber auch schwereren Herzens, als dieser von ihnen ging. Er hatte zeitlebens der Mutter gern an der Schürze gehangen; nun es zu scheiden galt, kostete es Thränen und viele Thränen. Und doch kam er aus einem warmen Nest ins andre, aus mütterlicher Obhut in die großmütterliche. An der unteren Kirchgasse in Zürich stand ein altes Haus, das „zur Mausfalle“ hieß und steif und gerade und sauber unter den Reihen der andern aufragte; steifer und gerader hätte es dort stehen müssen seit dem Tage, da es leer ausgegangen war, als die altehrwürdigen und durch irgend einen illustren Gast oder Bewohner ehemals ausgezeichnet gewesen Häuser der alten Stadt durch Werkstätten ausgezeichnet worden waren. In dem Hause, das dem Großen Münster so nahe stand, das noch reich vertäfelte Stuben mit allerlei geheimem Schrank- und Fachwerk aufwies, hatte sicherlich der eine oder andre wohlbedachte Domherr oder irgend ein namhafter Bürger des alten Zürich seine Behausung gehabt. Im Erdgeschoß hatte der Fleischladen meines Großvaters gelegen. Als er mich bei sich aufnahm, damit ich die städtischen Schulen besuche, hatte er sein Geschäft schon aufgegeben und bewohnte das dritte Stockwerk des hohen Gebäudes, dem hinten und vorn die Nachbarbauten mit ihren Fenstern so nahegerückt waren, daß es sich anjah, als glockten kurzfristige Leute eifrig aufeinander nieder. Welch ein rechtschaffen würdiges, welch ein trauliches Haus es war! Die Jungen, die es aufwachsen sah, sind vornehm geworden und haben sich aus seinen engen, lichtarmen Stuben hinausgemacht, mehr Licht und mehr Luft suchend, aber sie sind nicht leichten Herzens gegangen. Und die Alten! Sie sind in ein noch engeres Haus gezogen! Aber wie haben sie in die Mausfalle gepakt! Da war der Großvater, Herr Johannes Bud. Ich sehe ihn am Fenster seiner einfachen Wohnstube stehen, hemdärmelig, das Rasiermesser in der Hand. Ein grauer, schmaler Bartfranz umlief ihm Wangen und Kinn; was innerhalb dieses Kranzes lag, wurde sorgfältig rasiert. Er war ein mittelgroßer Mann mit scharf geprägten Zügen und hellen, leuchtenden, blauen Augen. Ihre Lider hatten zu viel runzelige Haut, und wenn sie aufgeschlagen waren, bildete diese ein scharfes Dreieck, aus dem der Blick wie ein wachsam Hündlein aus seinem Hause fuhr. Sein Gesicht hatte einen ernsten, fast strengen Ausdruck. Aber wenn ein Lächeln darauf trat, wurden die Züge mild und seltsam gewinnend, dann wurde dem das Herz warm, dem das Lächeln galt. War das Rasieren abgethan, schlang der Großvater die schwarzseidene Halsbinde mehrmals um den ungestreuten Hemdkragen, zog den weiten, nicht aus einem der neumodigen Kleidermagazine, sondern aus eines zünftigen Schneidermeisters Werkstatt stammenden Rock an und stand da, ein Mann der guten alten Zeit, wahrhaft,*) ehrwürdig, das Bild nie prahlender, sturmfester Rechtschaffenheit. Was er gesagt haben möchte, der Großvater, hätte er wissen können, daß sein Enkel ein Bücherschreiber werden würde? Den Kopf würde er geschüttelt haben. „Dummes Zeug“, würde er gemurmelt haben. „Vern etwas Rechtes, lern schaffen und sparen! Schreiben ist Spielerei, die Hände sollen schwereres Werkzeug als die Feder führen lernen!“ Und doch läutete in der Seele des Knaben schon damals unter den Augen des Gestrengen die Glocke Poesie, freilich war es nur der Wiederhall fremder Glocken. In Großvaters bester Stube hing an der Wand ein kleines Büchergestell. Die wenigen Bücher, die es enthielt, waren Eigentum meiner Tante, Großvaters zweiter, ledig gebliebener Tochter Mina. Da standen Goethe, Schiller, Shakespeare, Lessing, Freiligrath und andre. Ich geriet hinter den Keimel Fuchs, aber er fesselte mich nicht, und in den Dramen der großen Meister las ich, aber zumeist nur flüchtig, einzig jenen Stellen Interesse abgewinnend, die eine Steigerung der Handlung bedeuteten und wo möglich Zweikampf, Mord oder Schlachtgetümmel schilderten, weshalb die Königsdramen Shakespeares und Schillers „Jungfrau von Orléans“, auch ein paar Balladen Freiligraths immer wieder an die Reihe kamen. Unter Tante Minas Büchern stand aber eines, das mir vor allen lieb wurde, Tantes Poesie-Album. Zur Pensionszeit, in den Schwärmerjahren hatte jene das Album mit allerlei Lyrik gefüllt, keinen eignen Erzeugnissen, Versen mehr oder minder großer Meister vielmehr; durchweg waren es Gedichte, durch die ein trüber, weltchmerzlicher Ton ging. Und wenn der Knabe sie las, immer wieder las, erschauerte ihm die Seele von allen Wonnen eingebildeten Leidens. Damals mag es wohl gewesen sein, daß er in der

*) wahrhaft — volles Gewahr bietend.

¹⁾ Nachdem unsere Leser die stimmungsvolle kleine Erzählung „Loni“ in Heft 12 gelesen haben, wird es sie sicher interessieren, aus dem Munde des hochbegabten jungen Schriftstellers selbst Näheres über seinen Werdegang zu erfahren. Bei dieser Gelegenheit lenken wir die Aufmerksamkeit auf die in der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart in Buchform erschienenen Romane: „Erni Behaim“, „Der Gottsfaden“, „Menschen“, und verweisen auf das bezügliche Inserat in vorliegendem Heft.



Göschenen und das Rienthal.

Phot. Gebr. Weyel, Zürich.

Dachkammer, die er während einiger Zeit bewohnte, zum erstenmal selbst in die Leier griff. Es waren tastende, mühselige Griffe, es kam auch nicht die leiseste Harmonie dabei heraus, und es blieb bei Versuchen. Um so emfiger aber verlegte er sich selber aufs Abschreiben von Gedichten und steckte zu mehrerenmalen dem und jenem Schulkameraden, selbst dem und jenem Schulmädchen, an deren Freundschaft und Liebe ihm gelegen war, Verse zu, wie sie in seiner Tante Album standen, Verse der Klage, der Hoffnung, Liebeslieder gar, je feuriger, desto besser, je trauriger, desto schöner. Er wurde reichlich ausgelacht und verpöbelt dafür.

Inzwischen kam auch meine Schwester Anna zu den Großeltern, und es kam ein Ereignis, das mir die Seele in allen Tiefen aufrührte, und von dem es mich wunderte, daß es mir nicht die Fähigkeit gab, in Versen, in wenn auch noch so schlechten Versen zu klagen. Großmutter starb. Sie war eine unendlich gute, thätige, ängstliche und liebevolle Frau gewesen. Von hohem Wuchs war sie, hatte ein rundes Gesicht mit seltsam roten Wangen und war von einer fast blinden Liebe für ihre Enkel erfüllt, die auch ihrerseits an ihr mehr als an dem strengen Großvater hingen. Nun waren meine Schwester und ich zu Verwandten in ein Dorf am Zürcher See gebracht worden; mit Jubel wurde jeweilen die Fahrt dahin angetreten, und mit Jubel waren wir auch diesmal ausgezogen, froher Ferien gewiß. Großmutter hatte unpatürlich zu Bett gelegen, als wir abgereist waren. Wir hatten uns bei ihr verabschiedet, flüchtig wohl, wie Kinder gehen, die für die Gegenwart nicht Zeit haben, wenn die fröhliche Zukunft winkt. Am andern Morgen schon wurden wir zurückgerufen. Wir kamen in ein Trauerhaus; die gute Großmutter war an einem Herzschlag gestorben. Ich sehe noch, als wäre es gestern gewesen, durch die enge Gasse der Hinterthür des großväterlichen Hauses uns nahen. Ein Freund meines Großvaters, ein freundlicher, alter Herr, begegnete uns, sah uns, die wir ahnungslos einherstritten, mitleidig an und sagte: „Wollt ihr das Unglück auch ansehen gehen?“ Eine Ahnung durchschauerte mich. Eine Weile später stand ich zum erstenmal vor einer Toten, vor einer lieben Toten. Des Augenblicks erinnere ich mich dann, da meine Mutter ankam und laut weinend mich zuerst in ihre Arme schloß, und des andern Augenblicks, da wir zwei Tage später am offenen Grabe standen, in das sie den Sarg der Großmutter versenkten. Ganz vorn, dicht an der Grube, stand der Großvater, und als der Sarg langsam in die Tiefe glitt, legte der feste Mann die Hand über die Augen und wankte, als müßte er vornüber in die Grube stürzen, meine Mutter aber, meine hohe und starke Mutter, neigte sich über mich und hielt mich abermals weinend umfaßt. All das hatte mein Innerstes erschüttert; etwas in mir verlangte nach Ausdruck nachher; es hat keinen Ausdruck gefunden. Und dennoch entdeckte ich in dem Buch, das zwar nicht die ersten, wohl aber die zuerst von

mir gesammelten eignen Verse enthält, als ältestes ein Gedicht, das an die verstorbene Großmutter gerichtet ist. Es ist freilich erst Jahre nach ihrem Tode entstanden, aber die Erregung und der Schmerz jener Tage zittert in dem allen Regeln des Reimes und der Form hohnsprechenden Poem.

Bald nach dem Tode der Großmutter siedelten meine Eltern nach Zürich über. Das Geschäft, das mein Vater in Wallis betrieben hatte, war zufolge Weiterführung der Eisenbahn von Siders nach Brieg völlig entwertet worden. Mein Vater hatte große Verluste erlitten, und es folgten Jahre schwerer pekuniärer Sorgen für die Eltern, von denen wir Kinder nichts ahnten, für die uns erst später die Augen aufgingen. Mein Vater arbeitete im Geschäft seines Schwagers, war damit, wohl notgedrungen, zu einer Thätigkeit übergegangen, die ihm fremd war und ihm kaum zuzagen konnte; wir Kinder besuchten die Schule. Ich, der für die Sorgen der Eltern

blinde Älteste, der reif hätte sein können, jene zu verstehen, war in der Schule lässig und faul. Ich besuchte das Gymnasium, war voll eines brennenden Ehrgeizes, der, weil er in der Schule nicht Nahrung fand, sich auf eitle Neußerlichkeiten, Kleider und Schmuckwerk warf. Immer wieder freilich fand er auch während des Lernens Durchbruch, so daß derselbe Schüler, der in Latein, Mathematik und andern Fächern zu den schlechtesten zählte, in Geschichte und Religion der besten einer war. Immer wieder vor allem regte er sich für die Stunden des alten Sartori, des Deutschprofessors. Die Aufsätze, die ich damals niederschrieb, liegen mir nicht mehr vor, aber ich weiß, daß mehr als einer in heller Schaffensfreude, in heißer Hoffnung auf Erfolg niedergeschrieben gewesen, und für die Vorträge, die wir zu halten hatten, pflegte ich mich zu rüsten wie kaum ein anderer. Aber irgendwie hatte ich kein Glück bei dem ehrwürdigen alten Lehrer. Ueber eine mittelmäßige Aufsatznote kam ich nie heraus, und einen Vortrag zu halten wurde mir nie gestattet, denn gewöhnlich hieß mich Professor Sartori schon nach Anhören des Titels wieder niedersehen, weil das Thema zu alltäglich, zu fernliegend oder sonst nicht recht sei. In jener Zeit innerer Zerkahrenheit und Unzufriedenheit gedieh der Trieb, wirkliche oder eingebildete Gefühle des Leidens in Verse zu bringen. In jene Zeit fiel auch der kläglich scheiternde Versuch, meine Mutter für meine poetischen Versuche zu interessieren.



Ernst Zahns Wohnhaus in Göschenen.



Bahnhof in Göschenen mit Tunnelzugang (Gotthardtunnel).

Phot. Gebr. Weyel, Zürich.

Ein Gedicht, auf den Umschlag eines Schreibhefts geschrieben — sein Titel ist nicht überliefert, doch war es sehr schlecht, und was nicht ganz schlecht war, stammte aus Lantes Freiligrath —, fand mit meinem Dazuthun den Weg in meiner Mutter Nähkorb. Es trug seinem Verfasser Schelte ein und starb zur Stunde, da meine Mutter es fand, einen verächtlichen, schmachvollen Tod. Heute erst weiß ich, daß die blassen Züge der lieben Frau, die es mit rascher Hand zerriß, in geheimem Kummer zuckten, und daß hinter ihrer scharfen Rede: „Wende deine Zeit zum Lernen besser an und laß solche Dummheiten!“ eine ungebrochene Klage nachzitterte. Sie redete wohl in sich hinein, die Mutter, die schwer unter den drückenden Verhältnissen litt: „Wenn mir auch der Bub feilschlägt, der zu nichts Ernsthaftem taugt!“

Wie ein Aufatmen der Erlösung ging es durch das väterliche und großväterliche Haus, als im Jahre 1880 mein Vater, der sich zur Uebernahme der Bahnhofrestauration in Göschenen gemeldet hatte, aus einer großen Bewerberzahl zum Pächter dieser Restauration gewählt wurde. Ich war inzwischen mühsam bis zur dritten Gymnasialklasse hinaufgerückt, aber in meinem Lernen war kein Leben und keine Lust; das mochte meine Eltern bestimmt haben, mich mit in die Berge, mit in die neue Thätigkeit zu nehmen. Mein Vater und ich siedelten zuerst nach Göschenen über. An einem Spätherbsttage langten wir nach einer stürmischen Seefahrt in Fluelen an und bestiegen dort die Post. Es war eine lange Reise hinauf ins Gebirge, das Wetter war rau. Als wir höher kamen, fing es zu schneien an, und in Wassen lag der Schnee hoch in den Straßen. Schon weiter unten hatten wir den Postwagen gegen den Schlitten vertauscht. Durchfroren und krank von der Fahrt, saß ich in einer dunkeln Ecke des letzteren, und von bitterem Heimweh nach der Stadt, in der ich aufgewachsen war, nach Mutter und Schulfreunden geplagt, harrete ich des Zieles, dessen Zuweg der Winter immer unzugänglicher machte. Erst bei Nacht erreichten wir Göschenen; ich war elend wie nie und froh, in dem Gasthof, in welchem wir für die nächsten Wochen Quartier nahmen, mich zu Bett legen zu können.



Frau Lina Zahn.

Ich war jung genug, um andern Morgens über all dem Neuen, das es für mich zu sehen gab, der Heimwehgedanken ledig zu werden; allein lange, lange bedrückte mich die Nähe der gewaltigen Bergwände, die das enge Thal umschlossen, das Thal, das mir zur zweiten Heimat werden sollte. Lange war es mir, als müßte ich einer Beklemmung in lautem Aufschrei Luft machen, und flatterte der Blick, gleich einem gefangenen Vogel immer wieder an Bergwände prallend, nach Ausschau lechzend zu dem schmalen Stück Himmel empor, der auf diesen Wällen ruhte. — Als das Geschäft meines Vaters eröffnet wurde, begann auch für mich eine geschäftige Zeit. Mein Vater nahm den Buben, der in der Schule so wenig Eifer gezeigt hatte, in strenge Zucht, und in seinem neuen Wirkungskreise fand er auch für jenen viel und jederlei Arbeit. Das Versetzen aber ließ dieser auch jetzt nicht, ein neues Motiv drängte ihn im Gegenteil dazu: das Einsamkeitsgefühl, das ihn häufig angefaßt seiner neuen Umgebung befiel. Da eröffneten ihm die gütigen Eltern — seine Mutter war inzwischen ebenfalls von Zürich nach Göschenen umgezogen —, daß sie eine weitere Schulung für ihn für unerlässlich hielten, und brachten ihn nach dem damals berühmten, von Schülern aus allen Weltgegenden besuchten Institut Breidenstein in Grenchen (Kanton Solothurn).

Möge es gewesen sein, daß eine bessere Kraft sich in mir regte, mag es sein, daß die neuen Lehrer mir mehr Liebe und Verständnis entgegenbrachten — meine

anderthalbjährige Schulzeit in Grenchen war eine ungemein erfolgreiche und erfreuliche, war eine der schönsten Fristen meines Lebens. „Immer der Erste zu sein und vorzustreben den andern!“ das sagte ich mir oft und oft in diesen Tagen zur eignen Anspornung vor, und es gelang. Hinauf in die Berge reisten die besten Zeugnisse, und wenn ich zu den Ferien nach Hause kam, lag keine Wolke des Mißtrauens und der



Ernst Zahns Eltern.

Anzufriedenheit mehr über den Stirnen der Eltern, war es ein herrliches Heimkehren und ein herrliches Zuhauseweilen, um so mehr, als auch das Geschäft des Vaters sich in erfreulichster Weise entwickelte. Auch im Institut, wie seinerzeit im Gymnasium, war mir die Literaturstunde die liebste, und unter meinen Auffäßen ist keiner, der nicht sein „sehr gut“ trüge. Auch Verse entstanden noch. Ein Gedicht, das sich noch in meinem Sammelbuch findet, ist meinem Jugendfreunde Walter Schacht, der in Siders mit mir auf der Schulbank gesessen, zum 16. Geburtstag gewidmet; aber auch jetzt noch war keines im entferntesten die Druckerschwärze wert. Ein paar Jahre später ließ mich ein Briefwechsel, den ich mit Hans Schacht, Walters älterem Bruder, einem ungemein talentvollen, an Geist und Charakter gleich hoch stehenden Menschen (jetzt Professor in Lausanne), führte, und wobei die Briefe häufig in Reime gefaßt waren, mehr Sorgfalt auf Form und Inhalt meiner Erzeugnisse verwenden. Dabei war mir die Sehnsucht aller dichtenden Dilettanten, sich irgendwo gedruckt zu sehen, nicht fremd. Einmal wagte ich es, ein paar Verse an ein Modejournal zu senden, auf das meine Mutter abonniert war. Die Antwort lautete so niederschmetternd, daß ich auf geraume Zeit von meinem Ehrgeiz geheilt war. Ich hatte inzwischen meine Lehre als Kellner im Hotel Beau-rivage in Genf absolviert, hatte eine Stelle als Hotelfretär in Genua bekleidet und zur Erlernung der englischen Sprache mich eine Zeitlang in Hastings aufgehalten. Nun nahm mich mein Vater ins Geschäft. Als ich zu endgültigem Verbleiben in die neue, in die Bergheimat zurückkehrte, wollte mich jenes Gefühl des Beengtheins auch jetzt wieder befallen. Ich war zu jung, um allen Lebensgenuß, wie er meinen Bekannten in den Thalgegenden geboten war, ohne Murren entbehren zu können, und gar manchmal mögen meine Eltern einen unzufriedenen, mürrischen Mitarbeiter an mir gehabt haben. Mein Großvater war, während ich in England war, gestorben. Meine Schwester, die noch eine Weile in Zürich und andernorts die Schulen besucht hatte, war einige Zeit meine Gefährtin, aber sie verheiratete sich bald. Mein jüngster, im Wallis geborener Bruder Max ging in Zürich zur Schule. Ich war mit meinen Eltern allein. Wohl gab es im Geschäft Arbeit genug und übergenug. Mein Vater stand fast Tag und Nacht auf seinem Posten, und meine Mutter, die wie keine zweite schaffte und Ordnung im großen Haushalt zu halten wußte, gönnte sich nie Ruhe; ich aber that verdrossen meine Pflicht und machte in meinen Ruhestunden dem Mißmut, der inneren Unbefriedigtheit in schwülstigen Versen Luft. Da wählte mich, als ich zwanzig Jahre alt war, die Gemeindeversammlung von

Göschenen zum Gemeinderat. So klein die Ablenkung war, so war sie sicher wohlthätig; ich begann mich mit Eifer in die eng begrenzte Politik der Vergemeinde einzuleben. Ich saß mit meinen Bauern in enger, dumpfer Stube beisammen, maß mich mit ihnen in kunstlosem Redegefecht und fing an, auf die Würde meines Dorfmannatums mir etwas einzubilden. Im ersten Jahre meiner Amtsperiode wurde auf dem Dorffriedhof das hübsche Denkmal für den Erbauer des Gotthardtunnels und die während der Bauzeit verunglückten Arbeiter eingeweiht. Dem festlichen Akt — an den Vorbereitungen zu der für das kleine Dorf außerordentlich großartigen Feier hatte ich mit Feuereifer mich beteiligt — wohnten Vertreter der Urner Regierung und der Gotthardbahn bei. Bei der Enthüllungsfeier auf dem Friedhof trug ich ein Gedicht vor, „An die gefallenen Arbeiter“ betitelt. Einer der Vertreter der Gotthardbahn, der bekannte Historiker Archivar Dr. Wanner, ließ das Gedicht nachher im „Luzerner Tagblatt“ erscheinen und widmete seinem Verfasser in derselben Zeitung ein paar freundliche Worte. Da begann eine bessere Zeit. Langsam, langsam sank es wie ein Schleier von meinen Augen, und ich sah meine neue Heimat an, sah, daß sie schön war und groß und voller Wunder. Ihren Wundern lernte ich nachgehen in Jahren und Jahren. Meine Hände wurden regsam und so mein Geist; in mein Arbeiten, das mehr physische im Geschäft sowohl als das andre, noch heimliche und scheue, kam Lust und Freude. Die Gedichte, die nun entstanden, fanden — obwohl sie keineswegs einwandfrei waren — jedes seinen Weg in irgend eine Zeitung, das „Luzerner Tagblatt“ brachte in seiner Unterhaltungsbeilage sogar zwei Novellen zum Abdruck, von denen eine aufrichtige Freundin behauptete, daß sie „würdiges Wurstpapier“ abgaben. Im Jahre 1892 stand in einer Familienzeitung ein Preisausschreiben. Welches Eldorado für schriftstellende Dilettanten! Ich bin den Weg dahin auch gegangen. Und ich eroberte mir mit meiner Novelle „Kämpfe“ einen Preis. Die Gefühle zu schildern, mit denen ich mein erstes Honorar entgegennahm, vermag ich nicht mehr, ich bin nicht mehr jung, nicht mehr warmblütig genug dazu. Damals mag mir — so wenig Ursache dazu war — der Kopf in den Nacken geschneit sein. Ich glaubte etwas zu sein und hatte den Kopf voll großer Pläne und das Herz voller wilder Arbeitsfreude. Meine Eltern, die bisher meine poetischen Versuche nur ungern gesehen, sie als eine unnütze Ablenkung von ernsterer Arbeit, wohl gar als schädlich und thöricht verurteilt hatten, nahmen meinen ersten kleinen Erfolg in verschiedener Weise auf. Mein Vater, der von seinem Sohne ganz andre Tüchtigkeitsbeweise erwartete und mit Recht erwarten durfte, hatte für mich kein Wort des Lobes, ging über den Vorfall hinweg, als ob nichts geschehen sei. Ueber das ernste, stille Gesicht der Mutter huschte ein Lächeln wie flüchtiger Sonnenschein, und in dem Lächeln lag ein ganz klein wenig Stolz; ist doch der Mutterstolz dasjenige Gefühl, dem auch die klarsehendste und strengste Frau am ehesten Durchbruch gewährt.

Anno 1893 erschien mein erstes Buch, eben diese „Kämpfe“. Es brachte mir kein Honorar; der Wunsch, ein Buch meinen Namen tragen zu sehen, ließ mich vergessen, daß es Dinge wie Verlagsverträge giebt; die Kritik hat ja auch das Buch nach Gebühr und sicherlich mit Recht zerzaust. Aber ich durfte dieses mein erste Buch meiner lieben kleinen Braut als Hochzeitsgabe geben. Es erschien im Herbst. Im Mai vorher hatte ich mich mit Fräulein Lina Fähr aus Zürich verlobt.

Im Oktober desselben Jahres führte ich meine junge Frau heim. Wir reisten nach München, Tirol,



Die vier Kinder Ernst Zahns.

Italien, und als wir schon zu Winteranfang heimkehrten in die Berge, hatten die Eltern ein traulich Nest uns gerichtet. Meine Eltern hatten schon ein Jahr früher in Zürich sich ein Haus erworben und bewohnt dies, während ich mit meiner jungen Frau nun die alten, vertrauten Räume im Bahnhof Göschenen bezog. Noch im selben Jahre nahm mich mein Vater als Anteilhaber ins Geschäft auf. Vier Jahre lang führten wir es gemeinsam, bis meine Eltern 1897 sich gänzlich zurückzogen und die alte Firma auf meinen Namen abgeändert wurde. Die Lasten, die auf meinen Schultern ruhen, sind gewachsen. Keine umsichtige Mutter begehrt mehr wie früher den Löwenanteil der Geschäftsjahren für sich, kein Vater steht jene schöne Zeit des Jahres ausgenommen, wenn die Eltern zum Besuch bei uns in den Bergen weilen) mir mehr helfend zur Seite, und meine kleine Frau hat, seit fünf Kinderlein uns ins Nest gekrochen sind, der Pflichten so viele, daß sie nicht noch von denen ihres Mannes sich herüberholen kann; so bleibt mir wenig Zeit, jenem Triebe zu folgen, der mit mir groß geworden ist, von dem, was in mir lebt, mich auszupressen. In einem Vortrag, „Aus meiner Klausur“, habe ich jüngst von den Licht- und Schattenzeiten, die meine zwei Berufe haben, gesprochen; ich will auf diese nicht zurückkommen. Es sei nur noch einmal zu der Zeit meiner Verheiratung zurückgekehrt, um ein Wort von der Entwicklung zu sagen, die — von meinem Sugars betrachtet — meine Schriftstellerei seither genommen hat. Zeit meines Lebens war in mir eine große Erregbarkeit, eine innere Unruhe und starke Empfindsamkeit gegen äußere Eindrücke gewesen. In Neigungen und Abneigungen hatte ich mich rasch und mit nur zu oft schädlicher Hitze verrannt wie in Sackgassen. Seit ich mir ein eignes Heim gegründet habe, ist alles stiller geworden und wird noch stiller und friedlicher von Jahr zu Jahr. Der Blick ist heller geworden und ruhiger, immer mächtiger wuchs vor ihm das wunderbare, vielgestaltige Bild der Bergheimat empor und der Menschen, die sie bevölkern. In mein kleines Haus hinein wuchs ein großes Glück, von dem sich nur immer und immer wieder sagen läßt: „Gott erhalt's!“ Und in gleichem Maße, wie es drinnen weit wurde und schön, dehnte vor dem Blick sich die Ausschau auf Land und Volk, und so hege ich die Ueberzeugung, daß die Macht, klar zu sehen und klar zu schildern, wachsen muß mit der Fähigkeit, in sich selber Klarheit und Friede und Ruhe zu haben. Mit dem Angestum der Jugend schrieb ich mein „Bergvolk“, ringend nach Treue der Farben meine „Neuen Bergnovellen“, voll Sehnsucht nach innerer Ausgeglichenheit den „Erni Behaim“. Dann fand ich die „Menschen“ und den „Albin Jüngerand“, vor mir aber thut sich ein weites Gelände auf, in das ich hinüberstaune als in ein reiches, hoffnungsgrünes Land. Noch lockt ein heimliches Angestum zum jähen Sprung mitten hinein in den Reichtum, aber ich hoffe langsam und zahm hinüberzuschreiten, damit dem Blick keine einzige Schönheit entgehe, und hoffe, noch reden zu dürfen von viel Gesehauem, von klar und wahr Gesehauem, hoffe davon reden zu dürfen in der Art, nach der doch jeder Gefelle ringt, in der Art des Meisters.

Ich sitze längst nicht mehr im Gemeinderat von Göschenen, ich sehe meinen Bauern dem täglichen Umgang nach fast ferner als früher, aber ich habe mich auf den stillen Ausflug gelegt und sehe mehr und schärfer als ehedem.

Und nun wollen Sie vielleicht auch was von dem Wirt Bahn hören:

Frühmorgens aus dem Bett schlüpft er gleich in einen feierlichen Rock, macht die Runde in der Eßtube und sieht zum Rechten. Wäre er ein Feldherr mit Ordenssternen auf der Brust, würde man die Sache Truppenmusterung heißen, und es wäre dann ein sehr pompöser, ansehnlicher Akt; so ist es nur eine bescheidene, unbeachtete Handlung, auf welcher der Tag sich aufbaut. — Das zum Rechten sehen dauert manchmal länger, manchmal kürzer; auf einmal kann eine Stunde da sein, während welcher in der Eßtube für den Mann nichts zu thun bleibt. Bald nachher sitzt er in seiner Kammer, hat ein Blatt Papier vor sich liegen und wartet auf stille Gastung, auf die Erinnerung, die Märchenerzählerin, auf die allzu berebte Prophetin, die Sehnsucht. Diese Gastung kommt auch zum öftern; aber zuweilen geht es auch anders. Da sitzt der Mann, — wartet, — setzt die Feder an. Eben will er niederschreiben: „Es war einmal,“ da klopf es an der Eßtubenthür, und herein kommt ein dienstbarer Geist, sehr höflich, sehr eilig: „Möchten Sie doch diese Banknote wechseln.“ — Dem wird entsprochen; eine Banknote ist (Sie wissen es alle!) ja — so bald gewechselt. Der Mann ist gleich wieder allein. Er sitzt und sinnt und beginnt wieder: „Es — war — einmal —“ Da klopf's! Der dienstbare Geist von dorthin, — es kann auch ein anderer sein — steht wieder in der Thür und meldet: „Draußen in der Stube ist ein Herr, der Sie sprechen will.“

Das Wirtsgewissen ist ein empfindlich Ding. Im Hui ist der Mann in seinem Rock und draußen in der Eßtube. Einmal draußen, ist es nicht mehr ganz leicht, wieder hereinzukommen; manchmal reicht aber die Zeit doch, und eine Weile später kann unser Mann wieder vor seinem Papierblatt sitzen. Der Kopf ist ihm ein bißchen wirr geworden; er weiß nicht genau, was er mit dem Papier hat anfangen wollen, schließlich nach einigem Sitzen und Sinnen findet er sich aber doch wieder zurecht und kann beginnen: „Es war ein —“ Da — ein schriller Pfiff, ein Puffen und Donnern! Der Schreiber blickt auf die Uhr, fährt eilig vom Stuhle auf und zur Thür hinaus: Da rollt eben ein Zug ein, der der Eßtube Gäste bringt. Mit dem Schreiben ist es damit für den Morgen vorbei. Der Mittag hält den Wirt erst recht in seiner Gaststube fest. Nur am Abend wird es dort wieder stiller, und es kann geschehen, daß er seine Kammer aufsuchen kann. Aber die Thür, die arge Thür kann er hinter sich nicht abschließen. Wird sie auch manchmal zur wackeren Scheidewand, die den Lärm von außen fernhält, so schwingt sie sich zu anderer Zeit in den Angeln, als wäre es ihr Amt, Luft in die Kammer zu fächeln. Sie läßt den ewig freundlichen Gast herein, der so unglaublich zungen-gewandt seine Zigarren anzupreisen weiß, giebt jenem andern Durchlaß, der so überzeugt von der Vorzüglichkeit seiner Weine ist, daß er nicht begreifen kann, wenn andre nicht davon haben wollen, darum auch in der Kammer festhält, als hätte er sich in den Leim gesetzt; sie steht dem Briefboten offen und dem Gelde-einzieher, dem und dem und jenem und jenem; und es kann geschehen, daß die schöne, stille Kammer ihrem Eigner zur Folterkammer wird. Es kann auch geschehen, daß in der Thür ein liebes, von Blondhaar umrahmtes Gesichtlein mit lachenden Augen erscheint, daß ein halb schmeles, halb übermütiges „Vater“ den Frieden der Poetenkammer bricht, und da ist es mit dem Schaffen erst recht und ganz vorbei; denn Kinder sind Gottesgebilde, und wo der Menschenpoet an eines gerät, vergißt er über der Lust, sich in jenes zu versenken, sein eignes, ärmliches Schaffen. —

Meinen Kindern zuliebe, von denen der älteste Knabe, Walter, schwächlich und stets besonderer Schonung bedürftig war, habe ich seitab vom Lärm und der Unruhe des Bahnhofs ein kleines Haus gebaut. Es liegt am Westende des Dorfes am Weg in die Göscheneralp auf einer sonnigen Matte; der Dammgletscher leuchtet auf mein kleines Eigen herab. Dort haust meine liebe Frau mit den Kindern, während ich den Großteil des Tages, im Frühling, Sommer und Herbst auch des Nachts, an das Bahnhofgebäude gebunden bin. Aber eine Nachmittagsstunde gehört den Kleinen, und darauf harren sie, der blasse Walter, die dunkeläugige Leni, Willy, der Dicki, mit dem blonden Gelock, die rotbackige Gertrud und das Kleinst, die Ilse, der Stunde, noch mehr aber hat sie der erharrt, den sie erwarten.

Zwischen den Geschäftsstunden liegen schmale, enge Fristen, sie schrumpfen ein und wachsen wieder je nach dem Verkehr, der durch den Gotthard treibt. Sie darf ich nützen, wenn mir die Muse günstig ist. Wo sie zu klein werden, muß eine Nachtschicht ausbessern. Im totenstillen Winter aber werden meine Bettel-fristen groß wie die Freizeit anderer Menschen und werden — fruchtbar.

In der totenstillen Winterzeit kommen auch die Abende wieder, da ich mit dem einzigen Kameraden, den ich hier oben habe, mit meiner Frau, über einem schönen Buche zusammensitze, da wir uns vorlesen, was die bevorzugten Kinder der Städte in prunkvoller Ausstattung auf ihren Bühnen vorgespielt bekommen; das Echo von dem, was in den Thallanden die Propheten der Schönheit in alle Lande predigen, bringt herauf bis in unsre winterstille Stube, und durch ihre Fenster schaut ein noch gewaltigerer Prediger herein mondscheinumflutet, in weißblendender Pracht, ein Gottesbollwerk, unser Nachbar, der Dammgletscher.

Er leuchtet, und ich lege die Feder hin; es ist genug von mir geredet, da so viel Höheres und Schöneres zu preisen bleibt.

Eine erregte Debatte.

(Bild S. 341.)

In einem rings von hohen Mietskasernen umgebenen Hofe spielt sich die bewegte Szene aus dem kleinbürgerlichen Volksleben ab, die uns B. Bartonel auf seinem Gemälde vorführt. Wir glauben sie förmlich mitzuerleben, so lebenswahr und charakteristisch sind alle Figuren darauf wiedergegeben, so naturgetreu ihre Stellungen und Gebärden. Bis unter das Dach hinauf sind die den Hof einschließenden Bauten mit einer großen Zahl von Parteien bewohnt. Das Viereck bildet gewissermaßen eine kleine Welt für sich, und wie es in der großen Welt nie an Jank und Kämpfen fehlt, so auch hier. Bei dem engen Zusammenleben kommt es oft genug zu Zusammenstößen zwischen

solchen, die einander nicht leiden mögen und daher in ewigem Jank leben. Zwei solche Personen sind die beiden Frauen, zwischen denen es soeben zu der „erregten Debatte“ gekommen ist, die den Gegenstand des auf unserm Holzschnitt wiedergegebenen Gemäldes bildet. Es ist freilich nicht angenehm, wenn man die sauber gereinigte Wäsche im Hofe zum Trocknen aufgehängt hat und nun plötzlich eines der Seile auf der einen Seite von der Wand gelöst und die daran hängenden Wäschestücke auf dem schmutzigen Hofpflaster liegend vorfindet, wie das der dicken Madame im Vordergrund begegnet ist. Da sie die Alte mit dem Kopfstück, mit der sie schon lange in Feindschaft lebt, gerade durch den Hof gehen sieht, so wirft sie in ihrer Erregung ihr ohne weiteres vor, das verschuldet zu haben. Jene bleibt der Gegnerin natürlich die Antwort nicht schuldig, und so entspinnt sich ein Wortgefecht, das immer schärfer und lauter wird und nicht verfehlt, zahlreiche Zuhörer und Zuschauer herbeizulocken. Mit sichtlich Spannung verfolgen sie den Fortgang des Streites und nehmen für den einen oder den andern Teil Partei. Mit philosophischer Ruhe hört der alte Drehorgelspieler im Vordergrund zu; er hat sein „Hofkonzert“ unterbrechen müssen und wartet nun geduldig, bis die Ruhe wieder hergestellt sein wird.

Gang zum Brunnen.

(Bild S. 344.)

Ein anmutendes Genrebild aus der schönen Lagunenstadt Venedig giebt unser Holzschnitt (nach einem Gemälde von D. Giesel) wieder. Die „Viberstadt“, wie Goethe sie nannte, besitzt jetzt längst eine Wasserleitung vom Festlande her, die dem früheren Mangel an gutem Trinkwasser ein Ende gemacht hat. Sie versorgt alle Zisternen, sowie die Wasserleitungen der Gasthöfe und der größeren Privathäuser mit vorzüglichem Quellwasser. Seitdem sind aus den Straßen Venedigs die charakteristischen Figuren der Wasserträgerinnen verschwunden, die, auf dem Kopfe einen schwarzen, mit Blumen und Bändern gezierten Männerhut, in zwei großen kupfernen Gefäßen, welche an einem über die Schultern gelegten hölzernen Joch hingen, das Wasser aus den zahlreichen Zisternen holten und in die Häuser brachten. Noch immer aber kommen die Mägde und die Mädchen und Frauen aus dem Volke zu den auf allen großen und kleinen Plätzen zu findenden Brunnennöffnungen (Bocche di pozzo), um dort ihre Gefäße zu füllen. — Wenn die flinke Marcolletta auf unserm Bilde dorthin geht, nimmt sie gewöhnlich die kleine Nina, das Hausdöchterchen, mit. Das zierliche Kind läßt sich an der linken Hand führen, mit der rechten drückt sie ihre Puppe an sich und trägt zugleich mit dem rechten Arm einen kleinen Kupferkessel, der ebenfalls mit Wasser gefüllt wird. Die Kleine ist stolz darauf, sich an diesem Geschäft beteiligen zu dürfen, und Marcolletta weiß, daß sie ihr kein größeres Vergnügen bereiten kann, als wenn sie Nina dazu auffordert. — Bemerkenswert sind die im Hintergrunde sichtbaren Schornsteine mit den künstlich gebauten und oft ganz riesenhaften Essenköpfen, die auch ohne beweglichen Aufsatz selbst bei ungünstigem Wind keinen Rauch in die Wohnung dringen lassen.

Die abgebrannte Mühle.

(Bild S. 345.)

Das Gewitter scheint fast vorübergezogen, da juckt aus dem düsteren Gewölk noch ein greller bläulicher Zickzackblitz nieder, dem unmittelbar ein betäubender Donner folgt. „Das hat sicherlich eingeschlagen!“ ruft ängstlich mancher Mund in den Häusern des Dorfes, und da der Regen aufgehört hat, so treten die Leute ins Freie, um Ausschau zu halten. Der Wettertschlag hat den Ort verschont, aber ein bald hernach den Himmel rötender Feuerschein verrät, daß eine der draußen auf freiem Felde stehenden Windmühlen brennt, die am Niederrhein und in Westfalen wie in Ostfriesland und Holland einen charakteristischen Zug des Landschaftsbildes darstellen. Die Feuersprünge werden fertig gemacht, alles eilt zu Hilfe, allein die nach alter Art fast ganz aus Holz gefertigte Mühle steht in hellen Flammen und ist nicht mehr zu retten. Man muß nur froh sein, daß der Windmüller und sein Anecht von dem Blitzstrahl verschont geblieben sind und sich noch rechtzeitig vor dem Feuer ins Freie retten konnten. Die Mühle brennt bis auf den gemauerten Untergrund nieder, das Balkenwerk stürzt zusammen, und nach einer Stunde ist nur noch ein Haufen lodernder Trümmer vorhanden, den die Dorfbewohner bedauernd umstehen. Unser Bild, nach einem Gemälde von Paul Meyerheim, dem geschätzten Berliner Meister, der das Motiv dazu aus Holland geschöpft, verlegt uns an die Brandstelle. Der Besitzer der Mühle, der diese verpachtet hat, ist, nachdem er die Unglücksstunde erhalten, aus der nahen Stadt zu Pferde hergepöngt. Die umherstehenden Leute berichten ihm den Verlauf der Katastrophe, und einer ergänzt immer die Erzählung des andern, damit nichts Wichtiges vergessen werde. Hinten im Felde sind noch zwei Windmühlen sichtbar, die lustig ihre Flügel drehen, als freuten sie sich darüber, daß der verheerende Wettertschlag sie verschonte.

Sinnspruch.

Glaube ist weder Wissen noch Ahnen, weder ein bloßes Hoffen noch Wünschen; er ist eine stille Zuversicht des Unsichtbaren nach dem Maßstabe des Sichtbaren; ein Eingreifen der Zukunft.

Herder.

Zur Entwicklung des Schiffbaues.

(Bild S. 352.)

Heute, wo die mächtigsten Staaten immer mehr zur Erkenntnis kommen, daß ihre Zukunft auf dem Wasser liegt, dürften unsere Illustrationen, die den Stapellauf des ersten Kriegsdampfschiffs und den neuesten Linienschiffstyp der amerikanischen Marine darstellen, von besonderem Interesse sein.

Es war Robert Fulton, der im Jahre 1812 der amerikanischen Regierung den Vorschlag machte, schwimmende Forts zu bauen, die durch Dampfkraft von der Stelle bewegt werden sollten. Dieser Plan wurde von einer technischen Kommission geprüft und nach vielen Beratungen zur Ausführung empfohlen. Am 20. Juli 1814 wurde mit großen Feierlichkeiten das neue Kriegsfahrzeug, „The Fulton Firt“, vom Stapel gelassen. Es hatte eine Länge von 156 Fuß, eine Breite von 56 Fuß und eine Tiefe von 20 Fuß und wurde mit 20 Kanonen ausgerüstet. Außer dieser Armierung hatte das eigenartige Fahrzeug noch besondere Mittel, um den Kampf zu einem recht „heißen“ zu gestalten, wenn die Munition ausgegangen oder feucht geworden war. Es konnte nämlich mittels eines besonderen Pumpwerkes kochendes Wasser gleichzeitig nach zwei Richtungen auf bedeutende Entfernungen geworfen und damit dem ahnungslos angreifenden Gegner ein sehr „warmer“ Empfang bereitet werden. Viel Unheil aber hat dieses erste Kriegsdampfschiff weder mit seinen Pulver- noch mit seinen Wasserkanonen angerichtet, und nachdem es friedlich eine Reihe von Jahren im sicheren Hafen von New York herummanövriert hatte, flog es bei einer kühnen Ausfahrt auf die offene See am 4. Juni 1829 infolge einer Pulverexplosion in die Luft.

Die neuesten amerikanischen Schlachtschiffe erhalten bei einer Länge von 137,16, einer Breite von 23,16 und einem mittleren Tiefgang von 7,47 Metern ein Displacement von 15.560 Tonnen. Die Armierung wird aus vier 30,5-cm-Geschützen, zwanzig 17-cm- und zwanzig 7,5-cm-Schnellfeuerkanonen, sowie einigen Maschinenkanonen noch kleineren Kalibers bestehen und durch mehrere Maschinengewehre ergänzt werden. Die vier schwersten Geschütze werden, wie dies jetzt allgemein üblich ist, paarweise in zwei Drehtürmen untergebracht, von denen der eine vorn, vor dem vorderen Kommandodeck, und der andere hinter der hinteren Kommandobrücke sich befindet. Die Feuerwirkung ist bei dieser Geschüßaufstellung nach allen Seiten ganz gewaltig, denn das Schiff kann rechts nach vorn vierzehn Geschütze (zwei 30,5-cm, vier 17-cm und acht 7,5-cm) und nach der Breitseite vierundzwanzig Geschütze (vier 30,5-cm, zehn 17-cm und zehn 7,5-cm) zur Geltung bringen.

Der Gürtelpanzer reicht bei diesen Schiffen von Steven zu Steven, sich nach beiden Enden etwas verjüngend. Auf ihm ruht der 170 Millimeter starke Panzerschutz der Batterie. Das gesamte Panzerungsmaterial wird von Krupp in Essen bezogen, da die aus dieser Fabrik hervorgegangenen Panzerplatten widerstandsfähiger als alle in andern Werken hergestellten sind.

Die Verlaufenen.

Erzählung

von

F. Brandts.

Er lag noch immer auf demselben Platz. Seit vierzehn Tagen sah Frieda Bahr auf ihrem täglichen Wege die zusammengewinkelte schwarze Kugel neben der Wache liegen, und wenn sie abends manchmal aus dem Theater kam, war sie auch noch da. Wenn sie dem Hund dann heimlich einen Brocken hinwarf, wedelte er, ohne aufzustehen, ein wenig mit dem unechten Dämmer-schwänzchen.

Die Thränen traten Frieda in die Augen. Sie konnte keine armen Kinder und keine verstohene Kreatur sehen, ohne daß es ihr heiß hinaufstieg. Denn sie wußte ganz genau, wie es hungrigen, frierenden und heimatlosen Wesen zu Mute war, wenn sie auch jezt gute Kleider trug und mit der dicken Tante ins Konzert und Theater ging. Sie hätte für die Heimatlosen ihren letzten Pfennig hingegeben, — wenn sie einen solchen gehabt hätte. Onkel hielt darauf, daß sie ein würdiges Aushängeschild seines Reichtums war und stets ein Zwanzigmarksstück im Portemonnaie trug. Aber ausgeben durfte Frieda es nicht, es war der eiserne Bestand.

Heute war sie ganz erregt und nervös. Es war irgend ein trauriger Jahrestag aus der alltäglichen Geschichte ihrer Mutter, der vermögenslosen Witwe eines jungen Juristen, die mit einem Minimum von Pension sich und ihr Kind hinschleppte, und bei den Versuchen, ihre Lage zu verbessern, Gesundheit und Leben langsam opferte. Wenn Frieda daran dachte, kam es ihr sündhaft vor, daß sie das Brot des Mannes aß, der sie damals ruhig zu Grunde gehen ließ, weil er die Heirat seines Bruders nicht gewollt hatte. Aber sie konnte daran nichts ändern, sie war noch nicht mündig. Nur daß ihr dadurch das Brot nicht an-schlug, sie sah zart und blaß aus wie eine arme Prinzessin in dem Hause eines reich gewordenen Bauunternehmers, wo alles üppig, blühend und glänzend war.

Sie war in Gedanken vor dem verlaufenen Hund stehen geblieben. Die Wache ging mit ruhigem Schritt

auf und ab; das Tier hatte sich wohl dahin gestülct, weil es da sicher vor den Nachstellungen der bösen Buben war, und sah sie mit dem verprügelten Ausdruck in seinen schönen Hundeaugen scheu an. Als sie schnell weiterging, erhob es sich und trabte ihr langsam nach. Sie erschrak; wie durfte sie einen Köter mit in das spiegelblanke Haus Bahr mitbringen! Außer einem ausgestopften Papagei in einem roten Ring war darin niemals irgend ein Haustier gebudelt worden.

Aber auf einmal kam der Mut der Verzweiflung über sie. Sie hatte kein lebendes Wesen, welches sich etwas aus ihr machte. Ihre trüben Kindererfahrungen hatten sie verschlossen und ernsthaft gemacht — kein Umgang für lustige Jugend. Und besonders nicht für die Töchter der Bekannten des Onkels. Die hätten wohl gelacht, wenn sie Friedas Mitleid mit dem Verlaufenen gesehen hätten!

Sie war mit ihrem Anhängsel nach Hause gekommen. Das stämmige Dienstmädchen schnitt ein urkomisches Gesicht beim Anblick des Begleiters: „Maria Joseph, Fräulein Frieda, was haben Sie denn da bei sich? Um Gottes willen, lassen Sie das greuliche Vieh doch draußen, Herr Bahr leidet doch sein Leben so nichts im Hause!“ Es war, als ob das „greuliche Vieh“ die Sprache der Menschen verstünde; so war er wohl schon von manchen Thüren fortgejagt worden. Er machte eine gewohnheitsmäßige Bewegung des Umlebens. Aber in Frieda war plötzlich der Trost erwacht; sie lockte den Hund und ging mit ihm in ihr Zimmer. Erst gab sie ihm Milch, dann betrachtete sie sich einmal in Ruhe ihre Akquisition. Schön war sie, leider nicht! Vor ihren kritischen Augen präsentierte sich ein zottiges Mittelbeing zwischen Pudel und Pinscher, auf dem Kopfe standen hie und da kleine Haarbüschel drollig in die Höhe, nur ein Paar wunderschöne, menschenähnliche Augen konnten mit dem ganzen Scheufälchen verjöhnen. Sie sahen traurig und wissend aus. Und so schwach war das Tier vor Hunger, daß es die Milch nur liegend zu sich nehmen konnte. Wenn sie ihn heimlich ein paar Tage dabeihalt und ein wenig aufzufuterte? Vielleicht konnte sie inzwischen seinen Herrn durch eine Anzeige in der Zeitung ausfindig machen. Onkel kam nie in ihr Zimmer, Tante pendelte überhaupt nur zwischen Küche und Wohnzimmer, und beide standen spät auf und hielten nach Tisch die ausgebigsten Mittagsschlafchen. Nein, sie riskierte es einmal, sie konnte ihn nicht fortjagen.

Am andern Morgen badete sie ihn heimlich. Trina, die Jose, war zwar als echtes Landmädchen durchaus nicht sentimental und mehr für das Fortjagen; sie unterdrückte indessen ihre Gefühle mittels eines Geschenkes in Gestalt einer schon lange heißbegehrten Brosche Friedas. Sie entschloß sich, blind und taub zu sein; hätte sie indessen auch stumm sein wollen, so wäre sie wahrscheinlich explodiert. Und so hörte Tante Bahr in der nächsten Woche bei ihren kufullisch-kulinarischen Bemühungen in der Küchenregion jezt öfters ein Vieh, dessen Text ihr verwunderlich vorkam. „Ach, wenn Herr Bahr den Pudel sieht, den Pudel sieht!“ Klang es in allen möglichen schmelzenden Melodien. Weiter war ihr übrigens nichts zu entlocken, und die phlegmatische Madame Bahr gab sich mit dem Gedanken zufrieden, ihr dienender Geist sei ein bißchen musikalisch übergeschnappt. Sie hatte wenig Talent zum Untersuchungsrichter.

Auf die Anzeige reagierte niemand. Sie sind froh, daß sie den armen Kerl los sind, dachte Frieda traurig, indem sie den Verstohenen streichelte. Er ist auch gar zu häßlich! Selbst die Zivilisation in Gestalt einer blauen Schleife machte ihn eigentlich nur noch struppiger. Aber er hatte eine solche Anhänglichkeit an seine Ketterin, daß sie gar nicht daran denken mochte, ihn wieder in die Kälte, den Hunger und die Verfolgungen hinauszujagen. Und klug war er auch; es war, als ob er seine verheimlichte Stellung im Hause begriffen hätte, so still verhielt er sich, wenn es lebhaft in dem Flur zuging. War aber alles ruhig, so konnte er die verlockendsten Aufforderungen zum Spielen an seine Pseudoherrin ergehen lassen und erwies sich als ein munterer und intelligenter Freund.

Eine gleiche Anhänglichkeit bewies er übrigens an Offiziersburschen. Augenscheinlich hatte er in seinem früheren Leben der militärischen Karriere angehört, denn wenn er bei Friedas heimlichen Morgenspaziergängen einem solchen begegnete, so schien er in jedem einen Pfleger seiner Jugend zu vermuten. Auch ließ eine gewisse Übung im Erspringen des kleinen Sofas schließen, daß er ehemals nicht in der Zucht eines weiblichen Wesens gestanden hatte, vielmehr auf schäbigen Polstermöbeln der Chambre garnies sein rechtmäßiges Ruhelager gehabt hatte.

An einem schönen sonnigen Nachmittag kam dann das Unheil. Frieda saß am Fenster, der Verlaufenem wälzte sich behaglich knurrend in dem weißen Fell zu ihren Füßen, was eine kleine Aufforderung zum Tanz in seiner Hundesprache bedeutete. Es war eine Idylle, nirgendwoher schien eine Gefahr zu drohen. Frieda lachte gerade laut, wie sie seit undenklichen Zeiten nicht

mehr gelacht hatte, als sich die Thür öffnete und Onkel Bahr in leibhaftiger Person da stand, bid, mürrisch und prozig. „Sieh mal an, das Fräulein kann ja auch lachen — herrjeh, was ist denn das?“

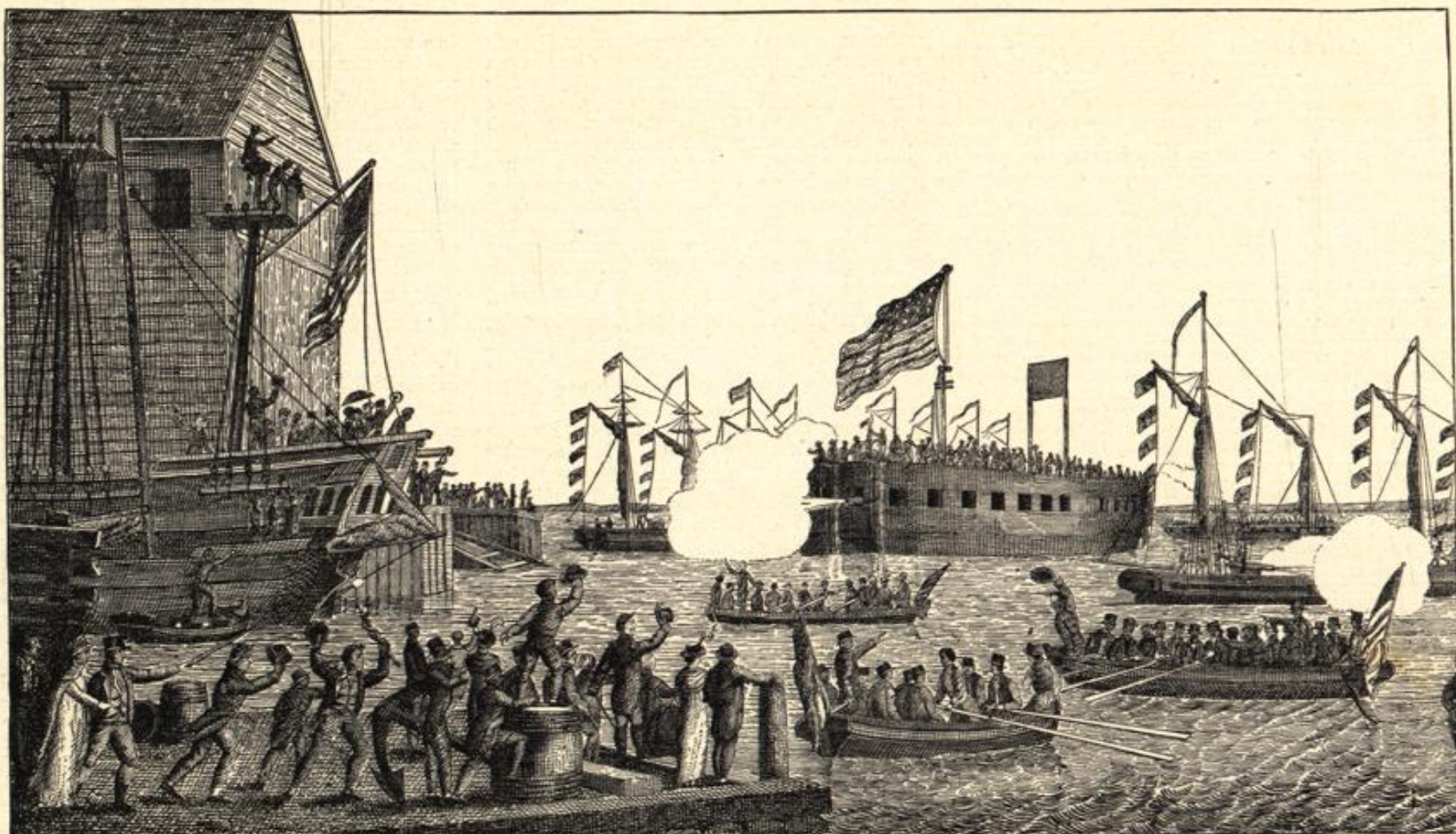
Die Scene wurde nun dramatisch. In dem Thürrahmen zeigten sich Tante Theresens Kugelgestalt und Trinas neugieriges Gesicht, und der Onkel schimpfte, und die Tante staunte, und das Dienstmädchen freute sich schon auf die abendliche Wiederholung der Familienscene in dem Mansardenklub. Das wurde ja ein Haupt-späß, wenn sie zeterte: „Und du undankbare Kreatur, bei deinen Verwandten kannst du nur Trübsal auf Roten blasen und thust, als ob dir niemand gut genug sei, und mit so einem schmutzigen Köter —“ Die Stimme schnappte ihm über, und Trina überlegte sich eben, ob ihr das Kunststück auch gelingen würde, als sich der Zorn des Hausmonarchen gegen sie wandte. Sie fand es nun geraten, sich schleunigst in ihre nebenan-liegende Küche zurückzuziehen, wo sie ihren Gefühlen durch heftiges Stoßen der Geschirre Luft machte, denn sie war gutmütig und nahm Partei für das arme Fräulein, das doch so recht keine Seele auf der Welt hatte. Zwar den Pudel hatte sie nie leiden mögen, aber trotzdem stellte sie sich kampflustig mitten in die Küche, als jezt der Gewaltige eintrat, um auch der Mitschuldigen ihren Anteil an dem häuslichen Gewitter zukommen zu lassen. Aber da kam er schon an. Nein, das fiel ihr, der Trina Janßen, noch lange nicht ein, zu spionieren und zu klatschen. Und auch nicht die Leute zu kugonieren, das überließ sie solchen, die sonst nichts auf der Welt zu thun hatten. Ja, das war schlimm genug, wenn das Fräulein auf den Hund gekommen war und —

Herr Bahr ergriff schleunigst die Flucht. Mit langjährigen Köchinnen kann man nicht umspringen wie mit Nichten; er ergoß also seinen Groll im Wohnzimmer, und als er sah, daß seine bessere Hälfte bei dem Plätschern seiner Verebbarkeit sanft eingeschlummert war, spazierte er auf dem langen Gang nach hinten auf und ab, und wenn er an dem Zimmer Friedas vorbeikam, murmelte er grimmig: „Um sieben Uhr, um sieben Uhr...“

Frieda hörte es ganz betäubt und stumpfsinnig. Der Schreck war ihr so in die Glieder gefahren, daß sie nicht aufstehen konnte; es war ihr auf einmal alles auf der Welt ganz einerlei. Mochten sie ihr auf der Welt auch noch das Letzte nehmen, was sie hatte, — sie würde keine Thräne mehr vergießen — nein, sie lachte ganz grell und laut, eben als der gute Onkel vor ihrer Thür seinen Monolog hielt. Der Pudel, der sich bis dahin ganz scheu in eine Ecke gedrückt hatte, stand bei dem sonderbaren Klang auf, kam demütig zu ihren Füßen gekrochen und legte seine struppige Pfote auf ihr Knie. Dabei sah er sie so bittend an, als habe er alles verstanden und wolle nun um sein Leben flehen. Nun kamen Frieda doch die Thränen. Und während sie ihn streichelte, murmelte sie trostlos: „Wir zwei Verlaufenen! Es wäre am besten, sie brächten uns gleich beide um, wir laufen doch so unnütz durch die Welt und können nichts dafür!“

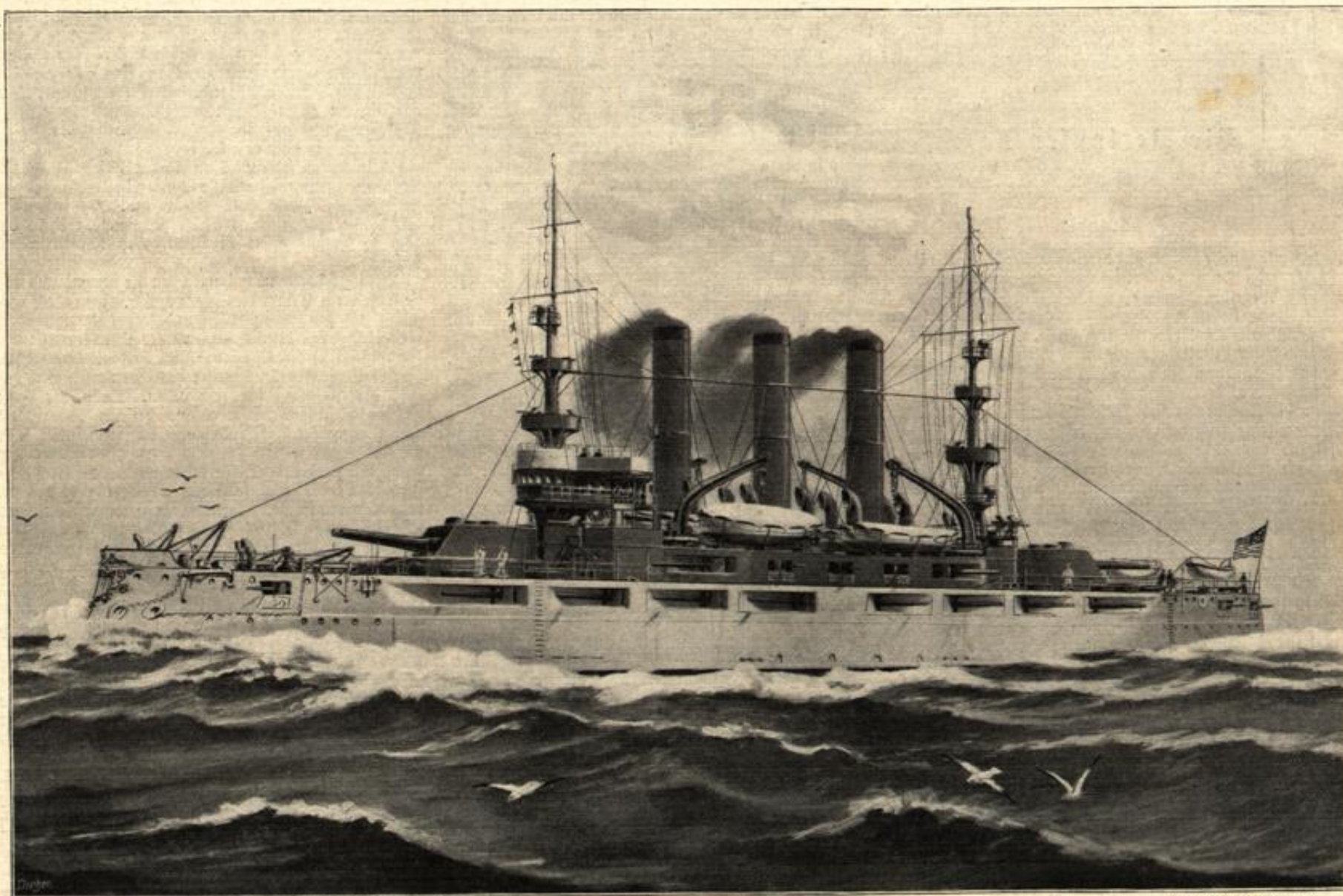
Er schmeichelte noch immer um sie herum, und als sie trotz ihres Kummeres lächeln mußte, ließ er sich vergnügt auf den Boden fallen und strampelte mit allen Gliedern in der Luft. Und dann machte er schnell einen kleinen Freudengalopp durch das enge Zimmerchen, ahnungslos, daß eben die Flurthür hinter dem zornigen Onkel zu-fiel, als Abschluß für sein Leben. Denn der Gute wollte schleunigst „einen Mann bestellen“, berichtete Trina aufgeregt. Und Trina, die Hundeseindin, war gänzlich dagegen, daß Fräulein den armen Schelm der Rache des Herrn Bahr überlassen sollte, und die Plätt-frau war ja so 'ne gute Seele; wenn Fräulein der ein paar Groschen gab, behielten die ihn gern ein paar Wochen, und dann konnte man ja weiter sehen. „Kommt Zeit, kommt Rat; und jezt ziehen sich Fräulein Frieda schnell, schnell an und gehen mit dem armen Vieh in die Martinsgasse, denn weit ist der Herr Bahr ganz gewiß nicht, er kennt ja all die Mäurerer auf den Neubauten, und wenn er so einem 'nen Schnaps verspricht, bringen die Kerls das ganze Haus mit Pläster um.“ Trina hatte in der Zeit ihrer grünen Jugend eine Liebschaft mit „einem von den Mäurerer“ gehabt, welche einen tiefen Haß gegen diese ganze ehrenwerte Kaste in ihrem jungfräulichen Busen zurüdließ. Es war entschieden ein Verdienst, „so einem“ die Freude zu verderben.

Tante Bahr nickte noch in ihrem molligen Sessel, als Frieda mit ihrem Sorgenkind vor die Thür trat. Der schöne Nachmittag war in einen trüben, nebeligen Abend ausgeklungen. Die breite neue Straße schwamm in einem unbestimmten Grau, und die beiden Ver-lausenen gingen durch das trübe Dämmer einer un-gewissen Zukunft entgegen. Wie Frieda so durch das Grau dahinschritt mit dem schattenhaften Begleiter, war es ihr plötzlich unheimlich ums Herz. Ihr ganzes Schicksal schien ihr da gespenstisch zur Seite zu laufen — verstohlen, überflüssig...



Stapellauf des ersten Kriegsdampfers „The Fulton First“ in New York am 29. Oktober 1814.

Nach „Scientific American“.



Der neueste Linienschiffstyp der amerikanischen Kriegsmarine.

Nach „Scientific American“.

Zur Entwicklung des amerikanischen Schiffbaues.



Die Sarkophoge des Kaisers und der Kaiserin Friedrich im Mausoleum zu Potsdam. Nach einer Skizze von E. Hofang gezeichnet von G. Theuerlauf.

Eine Viertelstunde später stand sie noch trauriger und ratloser wieder auf derselben Straße. Die Plätterin war natürlich nicht zu Hause gewesen, aber auch ihr Mann, der wegen eines lahmen Fußes selten ausging, schien nicht da zu sein. Sie wußte sich keinen Rat mehr, da die energische Trina nicht an ihrer Seite war und trieb. Und als sie durch den Kefel das Rauschen des Flusses hörte, drängte sich ihr auf einmal ein Gedanke auf. Da unten war es vielleicht am besten für sie, das blutarme, unpraktische, weltferne Geschöpf, dem nicht eine Seele nachweinte. Den Pudel nahm sie mit, das nahm dem letzten Schritt etwas von dem Schauerlichen. Und obwohl sich ihre achtzehn Jahre und die angeborene Auhänglichkeit an das Leben mit aller Macht zu wehren begannen, lockte sie den Hund, der schon den andern Weg einschlagen wollte, und wandte sich dem glitzernden Strome zu.

Der Hund wollte nicht folgen. Es war sonderbar, er ging sonst nicht von ihrer Seite, und jetzt rannte er schleunigst wieder zurück, leise winselnd. Merkte er etwas?

Frieda fühlte, wie es sie kalt überlief. Aber dann verwandelte sich sein Winseln plötzlich in ein lautes, durchdringendes Geheul, ein Freudengeheul, wie sie es noch nie vernommen. Sie hörte eine tiefe Männerstimme und das rasende Springen und Wellen des Hundes, und dann kam der wieder schleunigst zurückgerannt, zugleich aber tauchte eine große Gestalt vor ihr auf. Sie erschrak erst arg. Sie war schüchtern von Natur, und Tante hatte ihr immer von der Gefährlichkeit der Männerwelt erzählt und Vorsicht eingegeben. Da gab es ja so viele Schwindler und Gauner auf der schlechten Welt, man konnte sich vor unbekannten Menschen gar nicht genug in acht nehmen. Alle Warnungen der guten Frau Bahr zuckten blühartig durch ihr Gehirn, aber sie verschwanden wie Rauch vor der Sonne bei dem Anblick des gutmütigen Gesichtes, welches nun in dem Laternenlicht auftauchte. Das sah durchaus nicht wie Räuber und Mörder aus; zwar auch nicht wie Onkels Statbrüder oder wie die Verehrer von deren Töchter. Für weltkundigere Augen hätte sich die Erscheinung als die eines stattlichen, jovialen Dreißigers präsentiert, der trotz Behäbigkeit und unelegantem Zivill den ehemaligen Offizier nicht ganz verleugnen konnte. Mit einem mitleidigen Erstaunen sah der nette Riese auf die Mädchengestalt herab; wie konnte man so klein, so schwächlich, so blaß sein? stand deutlich in den lustigen Augen. „Aber Stropp, du wirfst die Dame ja um mit deiner Lebenswürdigkeit; — mein gnädiges Fräulein, mit welchem Recht erlaubt sich denn mein verlausener Schlingel eigentlich diese Zudringlichkeit?“ sagte er strahlend.

Frieda zitterte wieder, aber jetzt vor Freude. Der Fremde kam ihr jetzt wie ein leidenschaftiger Engel vor, der im Augenblick der höchsten Not direkt vom Himmel heruntergestiegen war; ein etwas didler Engel, aber das machte nichts. Sie staunte ihn an. „Ihr Hund — wirklich Ihr Hund? Seit drei Wochen war er mein Hund —“

„So, so! Nun, da scheint er ja eine beneidenswerte Stellung gehabt zu haben, er hat ja eine Auhänglichkeit an Sie, deren sich sonst noch niemand erfreut hat! — Stropp, du Strid, du willst doch nicht deinen Herrn und Gebieter verleugnen?“ Aber Stropp wollte das gar nicht. Er rannte nur schwänzelnd von einem zum andern und sprang an jedem in die Höhe — was er sich dabei dachte, blieb an diesem denkwürdigen Tage noch verborgen.

„Möchten Sie ihn vielleicht lieber behalten?“ fragte sein Gebieter. „Gestatten Sie, daß ich mich Ihnen vorstelle: Oberleutnant a. D. Fritz Erdmann heißt der bisherige glückliche Besitzer dieses zehnrassigen Hundes, und nur der Umstand, daß er auch bei Ihnen sich einen gewissen Gefühlswert errungen zu haben scheint, giebt mir den Mut, Ihnen dieses großartige Geschenk anzubieten.“

Frieda schüttelte entsetzt den Kopf. „Rein, nein, ich kann ihn nicht nehmen. Ob er schön ist oder nicht, das wäre mir ja ganz einerlei, er hat mich gern gehabt und ich ihn. Aber schon heute abend wäre er weder mein noch Ihr Hund mehr gewesen — sein Todesurteil war gesprochen. Onkel mag seine Hunde leiden — drei Wochen habe ich ihn verheimlicht, und heute entdeckte er den armen Schelm, — es war entsetzlich!“

Frieda hatte in ihrem ganzen Leben noch keine so lange Rede gehalten. Der Oberleutnant a. D. Fritz Erdmann erahnte ganz deutlich daraus ihre halbe Lebensgeschichte; auch, daß er keiner Weltbühne gegenüber stand, sondern einem armen, verschüchterten Vögeln. „Nun, so gestatten Sie mir wenigstens, daß ich Sie sicher nach Hause geleite,“ sagte er. Er ahnte nicht, daß er das junge Mädchen von neuem in die tiefsten Abgründe der Verlegenheit stürzte. Hundert Fragen stürzten auf sie ein. Was muß er von dir denken, daß du abends hier allein herumirrst? Und darf man sich von einem wildfremden Menschen begleiten lassen? Und wenn uns noch Onkel begegnet, der Offiziere ge-

rade so gern hat wie der Stier das rote Tuch, und — und ...

Und das Ende war, daß sie sich doch begleiten ließ. Dieser Oberleutnant hatte so etwas Vertrauenerweckendes — alle Ermahnungen von Tante Therese versanken in die Tiefe, in die seit Anbeginn der Welt die guten Lehren aller Mütter, Tanten und Väter sanft gegliedert sind. Sie mußte doch Stropp's Lebens- und Leidensgeschichte hören. Erdmann war dabei auch ein Opfer seiner Tierliebe gewesen. Der kleine Kerl war schon wenige Wochen nach seiner Erscheinung in dieser schändlichen Welt als Knäblein Moses behandelt und in möglichster Flußnähe ausgelegt worden. Und auch damals hatten ihn seine stehenden Augen gerettet, — es war ein Gelächter ohne Ende auf dem Kasino, als der dicke Leutnant das schwarze Wollknäuel auf den „Tisch des Hauses“ niederlegte. Als er dann die großartigsten Prophezeiungen der Corona übertraf und sich in ausgewachsenem Zustand für ein Mittelstück zwischen Pincher und Bernhardiner entschieden hatte, war seine Stellung schon gesichert. Er zog in alle Garnisonen als unentbehrliches Stück mit, bis das letzte Mandier beider Verhängnis wurde. Fritz Erdmann stürzte und mußte monatelang ins nächste Bazarrett; und Stropp, von Heimweh nach seinem Herrn erfasst, entwich dem Burden und führte aller Vermutung nach ein Bagabundenleben, bis er an der Wache in Friedas Heimat gelandet war.

Sie waren mittlerweile auch gelandet. Eigentlich schon ein paarmal, ohne daß Frieda es bemerkte. Und der Oberleutnant a. D. Erdmann sah mit immer wachsendem Erstaunen, daß das schüchterne kleine Vögeln auftauchte und allerliebste zwitschern konnte, und daß ihr blaßes Gesichtchen strahlte. Es war ja kaum wiederzuerkennen. Erst hatte sich nur sein mitleidiges Herz gerührt — jetzt wurde es ihm ordentlich warm zu Mute. So kam es denn, daß Trina, die Würdige, bei ihrem abendlichen Einkaufsgang plötzlich vor einem Pärchen stand, welches sich sehr warm verabschiedete und die Hände augenscheinlich gar nicht recht trennen konnte.

„Maria Joseph!“ Eine Petroleumlampe fiel klatschend vor zwei erstaunten Deutschen zur Erde. Es war beiderseitig ein arger Schreck, aber Trina Janzen hatte sich ja schon öfters als einsichtsvolle Person bewährt. Bei ihrer Heimkehr rief sie einen ganzen Abend lang mit erstaunter Miene etwas an ihrer Küchenschürze blatt, indem sie murmelte: „Is denn die Möglichkeit, die Möglichkeit?“ Ob sie nun den Pudel meinte oder etwas anderes, blieb unklar.

Ähnlich drückte sich Herr Bahr auch aus, als ein Jahr später der Bürgermeister eines hübschen Rheinstädtchens um die Hand seiner Nichte anhielt. Noch erstaunter aber war er, als ihm als kostbarstes Besitztum des glücklichen Bräutigams ein Rassehund merkwürdiger Art vorgestellt wurde, der ihm sonderbar bekannt vorkam. Er hütete sich aber, etwas zu sagen. Der Bräutigam schien ihm dafür ein etwas kurioser Herr zu sein; hatte doch der gute Onkel mit eignen Ohren gehört, wie er zu seiner Braut sagte: „Wir drei Verlausenen sind ja nun glücklich bei einander.“

Und das war dem braven Onkel zu hoch.

Ungesund des Wetter.

von

L. Bürkner.

Wir haben einen „ungefunden Winter“. Das ist die allgemeine Klage. Der anhaltende Regen, die plötzlichen Wetterstürze, die beständige Unsichtbarkeit der Sonne, all das zusammen wirkt auf die meisten Menschen sehr schlecht. Erkältungskrankheiten aller Art, Husten, Schnupfen, Halsaffektionen sind an der Tagesordnung, und man hört in den letzten Monaten allgemein den Wunsch nach „gesunder Kälte“, nach dem Aufhören des „ungefunden Wetters“. Nun giebt es aber im Grunde gar kein ungesundes Wetter. Höchstens könnte man scharfe, rauhe Nordostwinde für Leute mit schwachem Atmungsorgan und für Greise als „ungefunden“ bezeichnen, obgleich auch sie für die Allgemeinheit nötig und nützlich sind, da sie die Atmosphäre reinigen und klären.

Die feuchte und wenig kalte Witterung der letzten Monate aber ist keineswegs an sich eine ungesunde, im Gegenteil für die Atmungsorgane wie überhaupt für den ganzen Menschen eine ganz zuträglich. Erst das Verhalten des Kulturmenschen, seine heftigen Bestrebungen, sich vor dieser Witterung zu schützen, sich von ihr abzuschließen, machen sie ungesund und verursachen sehr unangenehme Erkältungszustände, besonders auch Halskrankheiten, zu denen dies Wetter an sich gar nicht die geringste Veranlassung bietet.

Man beobachte nur einmal, wie die allermeisten Menschen bei feuchtem Wetter sich verhalten und welchen Schädigungen sie sich aussetzen.

Zunächst ist die traditionelle Winterkleidung, wie sie für unsere normalen Winter von den meisten Menschen getragen wird, für die nun schon seit Monaten herrschende fast frühlingsmäßige Temperatur viel zu warm. All diese Unterjäckchen, Unterbeinkleider, Wollhemden, wollene Unterröcke, die man mit Beginn des Winters gewohnheitsgemäß anlegt, erschaffen die Haut im höchsten Grade, zwingen sie zur Transpiration und machen sie dadurch von Tag zu Tag empfindlicher. Man sollte nun meinen, der menschliche Körper empfinde diese Belästigung so stark, daß er sich davon zu befreien strebe. Dies ist aber nur bei ganz unverweichtlichen Naturmenschen der Fall.

Wir Kulturmenschen aber werden durch den Wärmeverlust, den wir durch die Transpiration oder durch die Zurückhaltung der Hauttätigkeit erleiden, immer empfindlicher. Es geht uns mit der Haut wie der geschnürten Modedame mit der Lunge. Die eingepreßte Lunge, die nicht mehr mit ganzer Kraft atmen kann, weil sie durch das Korsett behindert wird, atmet zuletzt nur noch mit den Spitzen und wird immer leistungsfähiger. Ebenso verhält es sich mit der Hautatmung — denn eine solche giebt es und sie ist lebenswichtig —, die Poren der Haut werden immer schlaffer, sie vermögen den ihnen obliegenden Anteil an der Beförderung des Stoffwechsels nicht mehr zu verrichten und die Produkte des Stoffwechsels nicht mehr nach außen zu befördern, die Haut wird nicht mehr gründlich durchblutet, wodurch auch der Blutkreislauf gestört wird, und so wird der Körper ein fruchtbarer Nährboden für entzündliche Prozesse aller Art, — mit andern Worten für Krankheiten. Daß viele Erkältungskrankheiten auf dieser Hauterschaffung beruhen, wissen unsere Leser, daß sich aber diese Krankheiten so oft durch katarrhalische Affektionen der Nase, des Halses, der Bronchien und der Lunge äußern, beruht noch auf einer ganz besonderen Veründigung, die sowohl die allgemeine Verweichlichung als auch die herrschende Mode verschuldet. Es ist dies die übertriebene Einhüllung des Halses einerseits, die ungenügende und ganz gesundheitswidrige Bekleidung der Füße andererseits.

Wenn man in den so gelinden Tagen dieses Winters die Straßenpassanten, ganz besonders die Damen, betrachtet, so möchte man ihrer Toilette nach glauben, allermindestens in Sibirien zu sein. Die Mode schreibt nämlich den Halspelz als durchaus notwendiges Erfordernis einer modernen Toilette vor.

Und so sind denn unsere Damen bis an die Ohren eingehüllt in warme, meist noch doppelt gelegte Pelze, die außerdem auch noch wattiert sind, um ja recht warm und „mollig“ zu sein. Jedenfalls ist durch diesen Pelz die Halspartie ganz außerordentlich warm bekleidet. Gerade die Halspartie aber ist auch am allergeneigsten zur Transpiration, was wohl jeder aus Erfahrung weiß.

Wer nun stundenlang am Tage einen solchen Pelz um hat, wird auch stundenlang am Halse schwitzen — vielleicht je nach Disposition kaum merklich, vielleicht auch stark. Wird nun dies Transpirieren unerträglich, so reißt der Unvorsichtige den Pelz auf, der Vorsichtige läßt ihn vielleicht nur ein wenig. Geschieht aber auch dies nicht, so legt man doch den Pelz beim Nachhausekommen ab und läßt nun unvermittelt die kühlere Außenluft auf die feuchtwarmen Stellen wirken, denn es wird wohl wenig Vorsichtige geben, die den erhitzten Hals durch eine kühle Abwaschung mit nachfolgender Trockenreibung wieder in Normalzustand versetzen. Die Wirkung dieser kühlen Außentemperatur auf die erhitzten Hautstellen ist eine äußerst nachteilige, sie „erfaltet“ sich, und es entsteht eine katarrhalische Affektion des Halses oder der Nasenschleimhaut, also Halsentzündung, Husten oder Schnupfen. Kommt dies häufiger vor, wie es ja beim beständigen Tragen des Pelzes bei gemäßigter Temperatur der Fall ist, dann entsteht eine beständige Folge solcher Erkältung, und wir haben damit zugleich die Erklärung der allgemein bekannten Tatsache, daß ängstlich mit Pelzen verpackte Menschen oft aus einem chronischen Katarrh während des ganzen Winters nicht herauskommen.

Bei der Männerwelt tritt der gesteifte Reinentragen, der absolut luftundurchlässig ist, und der Gachenez an die Stelle des Pelzes, bei Schulkindern die verschiedenen Shawls und Tücher, die sorgliche Mütter ihnen umpacken. Ein möglichst frei getragener Hals, höchstens mit einem leichten Tuch geschützt, wird niemals so leicht erkrankt als ein stets verpackter, von der Luft abgeschlossener und verweichtlicher.

Die schädliche Wirkung dieser Halswärmer wird nun noch erhöht durch die mangelhafte Fußbekleidung. Zunächst sind unsere modernen Stiefel schon zu allen Zeiten schädlich, weil sie viel zu eng sind, den Fuß pressen, den Blutumlauf hindern und durch die Luftundurchlässigkeit des Leders jede Ausdünstung zurückhalten. Für Rasse jedoch sind sie keineswegs undurchlässig. Der Fuß wird also feucht, die Verdunstung dieser Feuchtigkeit entzieht dem Körper wiederum eine Unmenge Wärme, und der so schädliche „Kalttrasse

Fuß" ist fertig. Die starke Halsverpackung im Verein mit den kalten Füßen zieht nun alles Blut nach dem Kopf, besonders wenn die Bewegung aufhört und man vielleicht — bei Besuchen, in der Kirche, in der Eisenbahn oder im Wagen — längere Zeit ruhig sitzen muß. Es tritt dann jener höchst unbehagliche Zustand des brennenden Kopfes bei eisigen Füßen ein, der stets der Vorbote einer Erkältung ist. Es ist deshalb ratsam, bei sehr nassem Wetter und wenn man etwa nach einem kurzen Gang später stundenlang sitzen muß, wie z. B. der Bureauist, Gummischuhe zu tragen, und für Spaziergänge, Ausgänge ohne Aufenthalt Stiefel aus festem Leder mit derben Doppelsohlen, deren man sich beim Nachhausekommen stets zu entledigen hat, sowie man auch die Strümpfe sofort mit trockenen vertauschen soll, nachdem man Füße und Unterschenkel mit derben Tuche recht kräftig abgerieben hat. Ein tägliches Wechseln der Strümpfe resp. der Gebrauch zweier verschiedener Paare, die abwechselnd einige Tage getragen werden, wird manchen Schnupfen, manche Erkältung verhüten.

Der Wahn, daß feuchtes Wetter ungesund sei, ist aber auch dadurch gerade krankheitsfördernd, daß er ängstliche Gemüter veranlaßt, an feuchten Tagen sich vollständig von der Luft abzuschließen, jeden Regentropfen als Vorwand zu benutzen, um zwischen den wohlgeheizten vier Wänden zu bleiben, die Fenster der Schlafstube hermetisch verschlossen zu halten, damit der feuchte Dunst nicht in Betten und Möbel ziehe.

Wer an solchen feuchten Tagen ins Zimmer dieser Aengstlichen tritt, findet sicherlich bei einer Außentemperatur von einigen Wärmegraden innen eine Tropenglut bei geschlossenen Fenstern, und würde im Schlafzimmer eine mindestens ziemlich zweifelhafte Luft atmen müssen.

Daß sich die Bewohner solcher heißen Räume dann wiederum beim geringsten kühlen Luftzug erkälten, ist ebenso natürlich, als es ihnen selbst unbegreiflich ist, und daß sie in den mit schlechter Luft erfüllten Zimmern nicht ruhig und erquickend schlafen, sondern sich am Morgen unfriisch, eingenommenen Kopfes und unbehaglich fühlen, kommt nicht, wie sie glauben, von „ungesundem Witterung“, sondern einzig und allein von der dumpfen, schlechten Luft des Schlafraumes her.

Auch ein oft nicht beachteter, anscheinend geringfügiger Umstand trägt häufig zu recht unangenehmen Zuständen bei. Wenn nämlich durch irgend welche Erkältung die Nasenschleimhäute nur ganz geringfügig gereizt werden, so schwellen sie leicht an, ohne deshalb einen Schnupfen zu erzeugen. Der Befallene aber wird durch diese Anschwellung gehindert, unbehelligt durch die Nase zu atmen. Ganz unbewußt atmet er nun durch den Mund, die kühle Luft bringt in die durch die zu warme Kleidung schon erhitzten Lungen ein, und wieder ist die „Erkältung“ fertig.

Dies sind die Hauptursachen, auch wohl die einzigen, durch welche die kühlfeuchte Witterung „ungesund“ wird. Sie sind es auch, welche die vielen Erkältungszustände im Frühjahr hervorrufen, wobei dann noch als erschwerend hinzukommt, daß die milde Witterung bei allzu Vorsichtigen, welche die warme Winterkleidung ungebührlich lange tragen, all diese Schädlichkeiten verdreisacht, während die Unvorsichtigen, die sie zu früh ablegen, ihre verweichte, erschlaffte Haut erst recht erkälten und dadurch für die berüchtigten Frühjahrskrankheiten empfänglich machen.

Wie man sich gegen „ungesunde Witterung“ schützt? Nichts einfacher als das.

Indem man die angeführten Verstöße gegen die Gesundheitsregeln vermeidet.

Man kleide sich der Temperatur gemäß, nicht zu warm, hülle den Hals nicht ein und sorge für trockene, warme Füße. Man mache sich regelmäßig Bewegung, auch bei nassem Wetter. Man überheize seine Zimmer nicht und sperre die Außenluft nicht ab. Man atme beim Gehen mit geschlossenem Mund und sorge beim Nachhausekommen für trockene und warme Füße.

Eine im Unmarisch begriffene Erkältung aber wehre man nach Kräften ab. Es ist ein eingewurzelter Aberglaube, daß ein tüchtiger Schnupfen den Körper „reinigt“. Das ist nicht der Fall. Die durch die Nase entfernten Schleimmassen sind nur die Absonderung der entzündeten Schleimhäute, die durchaus keine weiteren Krankheitsstoffe entfernen, sondern nur lästige Unbequemlichkeiten bereiten.

Ein ordentliches heißes Bad der Unterschenkel bis zum Knie, so warm als man es leiden kann, mit einigen Handvoll Salz darin, um die erschlaffte Haut leicht anzuregen, und mit nachfolgender kurzer Eintauchung der gebadeten Teile in kaltes Wasser oder gründlicher Abwaschung mit dem Frottierhandschuh stellt sehr oft die gestörte Hauttätigkeit wieder her. Man reibt danach die Füße recht kräftig ab, zieht warme Strümpfe an und macht sich entweder Bewegung oder legt sich wohl zugebedt zu Bett.

Auch ein warmes Vollbad mit nachfolgender Abreibung wirkt äußerst günstig, ebenso wie ein gründliches Schwitzen mit nachfolgender lauer Abwaschung und guter Trockenreibung. Den transpirierten Hals

aber wasche man gut mit lauem Wasser und reibe ihn bis zum Rotwerden.

Gaben wir eine Zeitlang die eben angeführten einfachen Vorsichtsmaßregeln beobachtet, dann wird es für uns kein „ungesundes Wetter“ mehr geben. Wir werden dann mit Behagen und in tiefen Zügen die feuchte Luft atmen, und die Bodennässe wird uns nicht hindern, lange Spaziergänge zu unternehmen, um unsern Körper frisch und elastisch zu halten und ihn vor Verweichlichung zu bewahren. Das ganze Heer der Erkältungskrankheiten aber, das den Stubenhocker und ängstlichen Luftscheuen beständig peinigt, wird uns vergeblich bedrohen. Für den richtig lebenden Menschen giebt es eben nur „gesundes Wetter“.

Der Sarkophag der Kaiserin Friedrich für das Mausoleum in Potsdam.

(Bld. S. 353.)

Nachdem die Kaiserin Friedrich ihre letzte Ruhestätte an der Seite ihres hohen Gemahls in dem Mausoleum an der Friedenskirche in Potsdam gefunden, beauftragte der kaiserliche Sohn alsbald den Bildhauer Reinhold Vögels mit dem Entwurf einer Skizze zu einem Sarkophag der Kaiserin, der ein Seitenstück zu dem von demselben Bildhauer ausgeführten Sarkophag des Kaisers Friedrich bilden sollte. Vögels war wie kein anderer dazu berufen. Hatte er doch mehrfach Gelegenheit gehabt, die hohe Frau nach dem Leben porträtieren zu dürfen, und war er doch mit ihren künstlerischen Absichten innig vertraut geworden, da die selbst künstlerisch begabte Frau als Kronprinzessin unter seiner Leitung das Modellieren erlernt hatte. Auch bei der Gestaltung und Ausführung des Sarkophags für ihren verewigten Gemahl hatte sie entscheidend mitgewirkt, und es war daher selbstverständlich, daß sich der Künstler auch bei der Gestaltung ihres Sarkophags eng an jenen angegeschlossen hat. Nachdem die Skizze sowohl wie das große Thonmodell die Zustimmung des Kaisers gefunden, ist der Meister jetzt mit der Ausführung des Sarkophags in carrarischem Marmor beschäftigt. Unsere Abbildung zeigt, wie sich das Innere des Mausoleums nach der Aufstellung des Sarkophags, die noch in diesem Jahre erfolgen soll, gestalten wird. Im Verein mit der klassischen Pietä, der Beweinung Christi durch Maria, von Rietchel, die den Altar schmückt, wird dann das Mausoleum drei Meisterwerke umschließen, denen die neuere deutsche Bildhauerkunst nur wenige zur Seite stellen kann. Auch das Mausoleum ist nach den Angaben des Kaisers Friedrich erbaut worden, und zwar nach dem Muster einer römischen Kapelle in Innichen im Pusterthale, die der Kaiser als Kronprinz kennen gelernt, und die einen so tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatte, daß er den Wunsch äußerte, dereinst in einem ähnlichen Raum bestattet zu werden.

n. n.

Heimweh.

Roman

von

Reinhold Ortman.

Erstes Kapitel.

Doktor Hermann Artner suchte nach einer Gelegenheit, sich der Dame des Hauses unauffällig zu empfehlen.

Vor einer Stunde hatte man sich nach dem überlangen Diner von der Tafel erhoben. Ein Teil der Herren war ins Rauchzimmer gegangen, und im großen Salon wurde musiziert, ohne daß indessen die zu kleinen Gruppen vereinigten Gäste den Klängen des wundervollen Bechsteinflügels besondere Aufmerksamkeit geschenkt hätten. In dem anstößenden Gemache plauderte man sogar recht ungeniert, obwohl die Türen weit offen standen. Hier hatte sich um Fräulein Elise Flemming, die Tochter der verwitweten Gastgeberin, ein Kreis gebildet, in dem auch die Epaulettet einer Leutnantsuniform blinkten. Und man unterhielt sich augenscheinlich sehr gut, da mehr als einmal lautes Gelächter in die kunstvollen Tonfiguren der aufopfernden Klavierpielerin hineintönte.

Auch Doktor Artner hatte sich für eine Weile diesem Kreise zugesellt. Aber er war ein stiller, ernst blickender Zuhörer geblieben. Das leichte Geschwätz der jungen Herren wirkte mehr und mehr verstimmend auf seine ohnedies nicht sehr rosigte Laune. Er war kein Freund der leeren und prahlerischen Geselligkeit, wie er sie in den Patrizierfamilien der reichen Handelsstadt nun schon sattfam kennen gelernt hatte. Und für die Reize dieser flachen, wickelnden Unterhaltung fehlte ihm jedes Verständnis.

Am meisten aber verdross ihn die Dreistigkeit, mit der ein blutjunger Leutnant, dem kaum die ersten flachblonden Schnurrbartbüschel sproßten, Fräulein Elise den Hof machte, und die gelassene Freundlichkeit, mit der sie seine Fuldigungen aufnahm. Er fing an, seine Zuschauerrolle ziemlich überflüssig zu finden und stahl sich hinaus, um der Hausfrau die pflichtschuldige Abschiedsbeugung zu machen.

Die Künstlerin am Flügel hatte eben geendet. Man klatschte und gab in allerlei beifälligen Bemerkungen seinem Entzücken Ausdruck, obwohl niemand recht wußte, ob es Beethoven oder Chopin gewesen war, was sie gespielt hatte. Frau Flemming, eine noch immer sehr ansehnliche Dame mit klugem, energischem Gesicht, reichte ihr unter freundlichen Dankesworten die Hand. Und einige Augenblicke später benutzte Hermann Artner die kleine Bewegung, die in die Gesellschaft gekommen war, um sich zu beurlauben.

„Sie wollen schon fort? Wie schade! — Aber ich hoffe, wir sehen Sie recht bald wieder. Mir ist, als hätten Sie sich neuerdings viel seltener gemacht, lieber Herr Doktor!“

Er entschuldigte sich mit den Anforderungen seiner Praxis und mit einer sachwissenschaftlichen Arbeit, durch die er gerade jetzt sehr stark in Anspruch genommen sei. Noch ein paar höfliche, nichts sagende Worte von beiden Seiten, und er war entlassen. Rasch wollte er das Vorzimmer durchschreiten, in dem sich augenblicklich niemand befand. Da klang es halblaut hinter ihm: „Herr Doktor Artner!“ — und er sah sich, als er hastig den Kopf wandte, der Tochter des Hauses gegenüber, deren Augen wie mit vorwurfsvoller Frage auf ihn gerichtet waren.

„Sie wollen schon aufbrechen? Und Sie sagen mir nicht einmal gute Nacht?“

Jetzt, da sie unter dem Kronleuchter aufrecht vor ihm stand, sah Elise Flemming mit ihrer hohen, ebenmäßigen Gestalt und der Fülle ihres lichtblonden Haares wirklich wunderhübsch aus, obwohl sie sich, ihrer Gewohnheit gemäß, auch heute beinahe gesucht einfach gekleidet hatte. Eine augensällige Verlegenheit zeigte sich auf des Doktors Gesicht.

„Ich trug Bedenken, Ihre angenehme Unterhaltung zu stören. Sie schienen sich so ausgezeichnet zu amüsieren...“

„Ah!“ — machte sie mit einer wegwerfenden Kopfbewegung — „das glauben Sie ja gar nicht im Ernst. Und weshalb gehen Sie schon so früh?“

Er brachte dieselbe Erklärung vor, die er soeben ihrer Mutter gegeben. Aber sie blickte ihm fest ins Gesicht und schüttelte den Kopf.

„Nehmen Sie mir's nicht übel — aber ich glaube nicht an die Dringlichkeit Ihrer Arbeit. Sie gehen, weil Sie mir böse sind — gestehen Sie's nur offen ein.“

„O, Fräulein Elise...“

„Nein, keine Ausflüchte! Ich merkte es recht gut an Ihrer Schweigsamkeit und an Ihrer finsternen Miene. Aber ich will nicht, daß Sie so fortgehen. Und deshalb bin ich Ihnen gefolgt. Sagen Sie mir, Herr Doktor, weshalb Sie mir zürnen.“

Es klang weich und herzlich. In ihren großen, graublauen Augen aber war ein Leuchten, das ihm alles Blut zum Herzen trieb.

„Ich zürne Ihnen nicht,“ versicherte er, „nein — wahrhaftig! Und ich bitte Sie vielmehr um Verzeihung, wenn mein ungeschicktes Benehmen Ihnen diesen Eindruck gemacht hat. Ich...“

Mit einer kleinen Gebärde der Ungebuld hinderte sie ihn zu vollenden.

„Sie wollen also nicht aufrichtig sein. Das thut mir leid, denn Sie machen es mir damit unmöglich, mich zu rechtfertigen. Und ich hätte Ihnen so gern gesagt, daß mir nichts, aber auch gar nichts an all den faden Schwärmern da drinnen gelegen ist — daß ich mit Freunden zehn dieser geräuschvollen Gesellschaften hingeben würde für eine einzige unserer gemütlichen Plauderstunden beim Nachmittagsstee, zu dem Sie nun schon seit einer vollen Woche nicht mehr gekommen sind.“

„Sie haben mich also vermisst, Fräulein Elise? Und ich glaubte...“

„Ach, es war gewiß etwas sehr Rarrisches, was Sie geglaubt haben,“ lächelte sie. „Und es ist eigentlich gar nicht hübsch, daß Sie mich durch Ihr unverständiges Schmolzen gezwungen haben, Ihnen solche Geständnisse zu machen.“

Er ergriff ihre Hand, die sie ihm ohne Widerstreben überließ, und küßte sie mit Ungeßüm.

„Wie tief Sie mich beschämen! Ja, ich will aufrichtig sein: es thut mir weh, daß diese jungen Leute sich herausnehmen dürfen, Ihnen abgeschmackte Komplimente zu machen wie einer Dame vom Theater. Ich müßte Sie weniger aufrichtig verehren, um dabei den gleichgültigen Zuhörer zu spielen. Nun aber...“

Hinter ihnen öffnete sich die Thür, und ein kleiner, ältlicher Herr trat aus den Gesellschaftsräumen in das Vorzimmer ein. Hastig hatte Elise ihre Hand zurückgezogen; aber es war ungewiß, ob der neue Ankömmling diese Bewegung nicht doch noch wahrgenommen hatte.

„Auf Wiedersehen also, Herr Doktor!“ sagte sie rasch und mit gut gespielter Unbefangenheit. „Wir erwarten Sie morgen nachmittags zum Thee. Und dann werden wir weiter darüber reden.“

Die gebratene Gans. Originalzeichnungen mit Text von E. Storch.



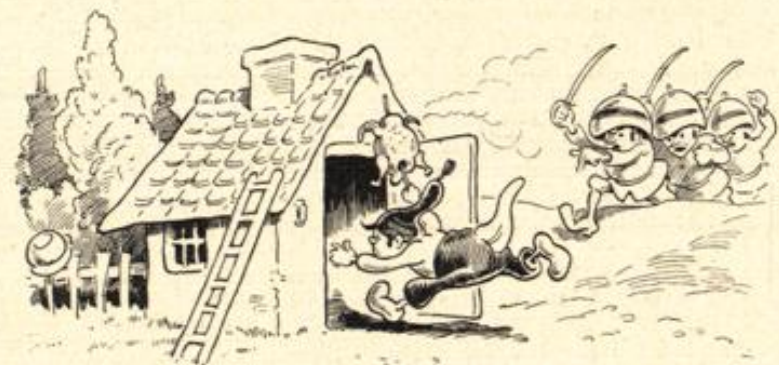
Drei Engländer die lagern hier
Und braten sich ein Gänsetier.



Ein Burenknabe, frech und fest,
Raubt diesen guten Bissen weg.



Die Engländer, in Wut entbrannt,
Sind eiligst diesem nachgerannt.



Der Burenknabe läuft nach Haus,
Grab sind jedoch die Alten aus.



Die Engländer die trappen nach,
Der Knab' entschlüpfet auf das Dach.



Springt schnell herab, und vor die Thür'
Schiebt er den starken Riegel für.



Drauf thut er einen schrillen Pfiff,
Der eiligt die zwei Alten rief.



Die Engländer tiefinnerst beben
Und müssen sich gefangen geben.



Gehoben durch das große Glück,
Gilt man zum Lager jetzt zurück.



Das Siegesmahl ist schon bereit —
Wie thut's den Engländern leid!



Die amerikanische Willeen auf der Suche nach der von Häubern entführten Wih Stone. Zeichnung von John Charlton.

Mit einem leichten Reigen des Kopfes grüßte sie den andern und lehrte in den Salon zurück. Lächelnd hatte der kleine Herr ihr nachgeblickt. Dann wandte er sich gegen Hermann Artners:

„Auch schon fahnenflüchtig, Herr Doktor? Ich fürchte, das werden die jungen Damen Ihnen nicht so leicht verzeihen wie mir altem Knaben. Man fängt drinnen ja eben erst an, sich etwas zu erwärmen.“

Hermann kannte den Mann nur oberflächlich als den Rechtsanwalt Doktor Dallwig und als einen häufigen Besucher des Flemmingschen Hauses. Vorhin an der Tafel hatte er ihm gegenübergeessen und mit vielem Mißvergnügen seine oft recht gewagten Scherze über sich ergehen lassen müssen. Gern wäre er jetzt einem weiteren Gespräch mit dem ihm wenig sympathischen Menschen ausgewichen. Aber der Rechtsanwalt nahm ihn ohne viele Umstände in Beschlag.

„Warten Sie doch einen Augenblick,“ sagte er, nachdem er draußen auf dem Gange mit Hilfe des niedlichen Hausmädchens in seinen Pelz geschlüpft war und es zum Dank scherzend in die runde Wange gekniffen hatte. „Ich will mir nur noch eine frische Zigarre anzünden, dann gehen wir zusammen.“

Die ersten duffigen Rauchwölkchen von sich blasend, stieg er neben dem schweigsamen jungen Arzt die Treppe hinab. Sein festes Gesicht mit dem wohlgepflegten Spitzbart war stark gerötet, und seine kleinen Augen schwammen in einem matten, wässerigen Glanze.

„Guter Tropfen — dieser dreihundsechzigjährige Vassit — nicht wahr?“ plauderte er mit etwas schwerer Zunge. „Stammt noch von dem verstorbenen Flemming. Ja, er verstand sich auf seinen Keller ebenso gut wie auf manches andre. Hätte nur länger leben sollen. Haben Sie ihn noch gekannt?“

Hermann Artners verneinte. Er hatte vor wenig Monaten das Haus der Witwe zum erstenmal betreten, und Paul Flemming war seit anderthalb Jahren tot.

„Ein genialer Geschäftsmann — sage ich Ihnen, einer, der seinen Kopf aus jeder Schlinge hätte ziehen können. Wenn man bedenkt, daß er fast mit nichts angefangen hat! — Jammer schade, daß er schon so früh den Weg alles Fleisches gehen mußte! Das heißt — schade für die Hinterbliebenen! Denn was ihn selbst betrifft — pah! Wohl dem, der es hinter sich hat. Meinen Sie das nicht auch?“

„Nun, er hätte die Früchte seines Fleißes doch wohl gern noch länger genossen. — Aber ich vermute, Herr Rechtsanwalt, daß sich hier unsre Wege trennen. Der meine führt mich nach jener Richtung.“

„So gehe ich noch ein Stückchen mit Ihnen. Die kühle Abendluft thut einem wohl nach der Hitze da oben, und nach all dem schweren Zeug, das man bei so einem endlosen Diner in sich hinein schüttet. Portwein — Rüdesheimer — Bordeaux — und dann diese Unmengen von Sekt! Es ist eigentlich eine Verrücktheit — so verrückt wie diese ganze fade Komödie, die wir Leben nennen. Aber Sie sind freilich zu jung, um es so anzusehen. Ihnen macht das Puppenpiel wahrscheinlich noch Vergnügen. — Wo wohnen Sie denn, Herr Doktor?“

„Ziemlich weit von hier — in der Deichstraße.“

„Brrr — ein häßliches Viertel! — Aber man soll nicht undankbar sein. Habe auch mal in jener Gegend gehaust, als blutjunger Rechtsanwalt. Und es war, bei Gott, nicht die schlechteste Zeit meines Lebens. Ein winziges Bureau mit einem einzigen Schreiber, der obenrein wenig genug zu thun hatte — zwei dürftig möblierte Zimmerchen — Mittagessen in einem bescheidenen Restaurant — kleine Verhältnisse und kleine Sorgen! Man sollte eigentlich niemals darüber hinaus streben — wahrhaftig, man sollte es nicht. Wenn nur nicht etwas so nichtswürdig Verführerisches in dem Wörtchen Reichtum wäre! O, ich weiß noch recht gut, wie miserabel mir zu Mut war, wenn ich damals — so wie wir heute — aus einer Gesellschaft von Reuten kam, die anscheinend kaum wußten, was sie mit all ihrem Ueberfluß anfangen sollten. Solange man nur gewissermaßen Zaungast ist, sieht man eben bloß das glänzende Äußere und nichts von der Fäulnis, die sich darunter verbirgt. Der Reiz aber steckt jeder menschlichen Kreatur unaussrottbar im Blute. Wie alt man auch werden mag, man wird ihn nicht los. In diesem Augenblick zum Beispiel — soll ich Ihnen bekennen, wen ich in diesem Augenblick so recht von Herzen beneide?“

Der Doktor war gar nicht neugierig; Dallwig aber wartete nicht erst auf seine Antwort.

„Den Droschkentritter da drüben an der Ecke. Nicht, daß ich in seiner Haut stecken möchte! Dazu habe ich mich leider zu sehr an guten Rotwein gewöhnt, an importierte Cigarren und an mancherlei andre Dinge, die dieser Brabe wohl nur vom Hörensagen kennt. Aber ich beneide ihn darum, daß er hier in der kalten Nachtlust und mitten im Straßenlärm auf seinem Bock schlafen kann, als läge er in den weichsten Daunen. Was für eine herrliche Gemütsruhe muß man besitzen, um das zu stande zu bringen.“

Jrgend jemand hatte vorhin in Hermann Artners Gegenwart von der glänzenden und einträglichen Praxis des Rechtsanwalts gesprochen. Deshalb klangen ihm alle diese Phrasen jetzt doppelt widerwärtig. Und kurz entschlossen blieb er stehen.

„Verzeihen Sie — aber ich werde mich nun doch von Ihnen verabschieden müssen.“

„Ach, ich verstehe — die Vergnügungen dieses Tages sind für Sie wahrscheinlich noch nicht zu Ende. Da will ich allerdings nicht stören. Nur einen freundschaftlichen Rat möchte ich Ihnen noch geben, ehe wir uns trennen. Werden Sie mir's übelnehmen, wenn er ein bißchen offenerherzig ausfällt?“

„Da Sie ausdrücklich bemerken, daß es ein freundschaftlicher Rat sein soll —“

„Lassen Sie sich nicht zu tief mit den Flemmings ein, mein lieber Herr Doktor! Es würde für Sie kaum etwas Besseres dabei herauskommen als bittere Enttäuschung. Glauben Sie mir's; denn ich habe Fräulein Elise schon gekannt, lange bevor sie schulpflichtig war. — Und nun, gute Nacht! Ich lann der Versuchung nicht widerstehen, aus purer Mißgunst diesen beneidenswerten Droschkentritter aus seinen süßen Träumen zu reißen.“

Er küßte leicht seinen glänzenden Cylinderhut und schritt langsam über den Fahrdamm, den Duft seiner schweren Havannacigarre in einem feinen Rauchwölkchen hinter sich lassend. Zwei Minuten später sah ihn Hermann Artners an sich vorüberfahren, ganz in eine Ecke der offenen Droschke gekauert, und das Gesicht beinahe vollständig in dem hochgeschlagenen Kragen seines Viberpelzes vergraben.

Zweites Kapitel.

Als Hermann Artners die Deichstraße erreicht hatte und nach alter Gewohnheit zu den Fenstern seiner Junggesellenwohnung empor sah, gewahrte er mit einiger Ueberraschung, daß zwei von ihnen hell erleuchtet waren. Das mußte irgend eine besondere Bewandnis haben, denn seine Haushälterin pflegte ihn sonst nicht mit dergleichen Aufmerksamkeiten zu verwöhnen. Rascher als sonst eilte er die Stiege empor. Und schon an dem verdrießlichen Gesicht, mit dem ihm die alte Frau Neubauer öffnete, sah er, daß irgend etwas ihr Mißfallen erregt hatte.

„Gut, daß Sie endlich da sind, Herr Doktor! Sie haben Besuch bekommen, einen Herrn und eine Dame. Und ich war schon in der größten Unruhe, weil ich Sie in das Ordinationszimmer hineingelassen habe. Aber Sie wollten ja durchaus auf Sie warten.“

„Ein Herr und eine Dame?“ sagte er verwundert. „Haben Sie denn keinen Namen genannt?“

„Nein,“ erwiderte die würdige Dame spitzig. „Und Sie werden vielleicht Ursache dazu gehabt haben. Ich glaube, es ist ein Liebespaar — oder so was dergleichen.“

Der Doktor verzichtete auf weitere Fragen, und ohne erst seinen Ueberrock abzulegen, öffnete er die Thür. Aber mit einer Miene grenzenlosen Erstaunens blieb er auf der Schwelle stehen.

„Rolf!“

Ein blonder Riese, der den hochgewachsenen Doktor noch um einige Zoll überragte, hatte sich aus dem Sofa erhoben und trat mit ausgestreckten Händen auf ihn zu. Er mochte eben die Mitte der Dreißig erreicht haben. Und mit seiner prachtvollen, kraftstrotzenden Gestalt, seinem lockigen Haar und seinem langen goldblonden Vollbart sah er aus wie einer jener germanischen Riesen, aus denen dereinst die römischen Kaiser ihre Leibgarde zu bilden pflegten. Sein schönes, energisches Gesicht war tief gebräunt; aus seinen hellblauen Augen aber leuchtete die sonnigste Fröhlichkeit. Und es klang beinahe kindlich heiter, als er ausrief:

„Habe ich mich wirklich so wenig verändert, daß du mich gleich erkennst? Und ich hatte gehofft, dich erst eine gute Weile raten zu lassen.“

Noch ehe er ausgesprochen hatte, lagen sie einander in den Armen.

„Mein lieber alter Junge!“

„Mein Nesthäkchen!“

Das war alles, was sie sich vorerst zu sagen wußten. Dann aber nahm der Blonde des Doktors Hand und führte ihn zu der schlanken Frauengestalt, die sich bei seinem Eintritt bescheiden zurückgezogen hatte.

„Gönne auch ihr einen freundlichen Willkomm, Hermann! Denn es ist deine Schwägerin Luima Artners — mein herzlichstes Weib!“

Der junge Arzt wußte kaum, wie ihm geschah. Er fühlte eine kleine sammetweiche Hand zwischen seinen Fingern. Er sah in ein allerliebste, von wirrem dunklem Gelock umrahmtes, licht bronzefarbiges Gesichtchen und in zwei schüchterne schwarze Augen. Aber daß dies zierliche exotische Persönchen wirklich seines Bruders Frau sein sollte, eine Frau, die seinen Namen trug, das wollte ihm vorläufig noch durchaus nicht in den Sinn. Wohl drückte er herzlich die winzige,

lebenswarme Hand. Doch das rechte Wort der Begrüßung wußte er nicht gleich zu finden. Und so war sie es, die ihm nach einem fragenden Blick auf den blonden Riesen mit reizend verlegenem Lächeln zu Hilfe kam.

„Seien Sie nicht böse, daß ich so ohne weiteres mitgekommen bin. Aber Rolf bestand darauf, daß ich ihn begleite. Und da mußte ich wohl gehorchen.“

Sie sprach das Deutsche ganz fließend, nur mit einer etwas fremdartigen Fülle und Dehnung der Vokale. Dem Doktor aber wurde die sonderbare Situation, in die er sich da so unvermutet versetzt sah, nur noch wunderlicher durch die Erkenntnis, daß seine dunkelhäutige Schwägerin sich ganz wie eine wohl-erzogene weiße Dame zu benehmen verstand.

„Ich freue mich dieses Beweises seiner brüderlichen Liebe,“ sagte er ziemlich unsicher, „und ich heiße Sie von Herzen willkommen. Aber es war eigentlich nicht hübsch von dir, Rolf, mir die Thatsache deiner Verheiratung bis zu dieser Stunde so ganz zu verschweigen.“

„Es ist wahr, ich hätte dich schon vor einem halben Jahre damit überraschen sollen,“ erwiderte der Getadelte fröhlich. „Aber erstens hätte ich die Epistel damit beginnen müssen, mich wegen eines mehrjährigen Stillschweigens zu entschuldigen. Und dergleichen gehört für mich nun einmal zu den unangenehmsten Dingen von der Welt. Zweitens aber — und das ist die Hauptsache — hätte ich mir gar keine Hoffnung machen dürfen, dich mit der Kunde dieses Familienereignisses ausnehmend zu erfreuen. Denn die kleine Frau da ist eine halbe Wilbe, die Tochter eines deutschen Arztes und einer echten Samoanerin von ganz unverfälschtem Blute. Sage mir ganz ehrlich, Hermann, ob dich eine solche Mitteilung nicht mit blassem Entsetzen erfüllt haben würde. Denn eine junge Frau von so gemischter Herkunft konnte ja in unbewußter Erinnerung an die freundlichen Sitten ihrer Vorfahren eines Tages auf den Gedanken verfallen, mich vor lauter Liebe nicht nur bildlich, sondern buchstäblich aufzufressen.“

„Aber, Rolf!“ mahnte Frau Luima halblaut. Und es sah allerliebste aus, wie sie in ganz mädchenhafter Beschämung das Köpfchen senkte. Zärtlich seinen Arm um ihren Nacken legend, zog der blonde Riese die leise Widerstrebende an seine Brust.

„Nun aber,“ plauderte er in seiner treuherzig übermüthigen Weise weiter, „da du sie mit eignen Augen sehen kannst, nun wirst du bald genug inne werden, daß ich da drüben auf Upolu einen Schatz gefunden habe, den ich gegen keine Herrlichkeit der Welt wieder eintauschen möchte. Verne sie kennen — und wage es dann noch, mir zu sagen, daß irgend eine andre Schwägerin dir lieber gewesen wäre als sie!“

„Da ich dich so glücklich sehe, ist deine Wahl sicherlich die rechte gewesen. Aber diese Ueberraschung, die dir so großartig gelungen ist, bringt mich nun um das Vergnügen, deiner Gattin und dir einen würdigen Empfang zu bereiten. Nicht einmal die allerbegeistendste Gastfreundschaft vermag ich armer Junggeselle euch in diesem Augenblick zu erweisen.“

„Darauf haben wir auch natürlich gar nicht gerechnet. Gerade dein verdunkeltes Gesicht ist es ja gewesen, auf das ich mich gefreut habe. Und nun möchtest du lange Geschichten von mir hören, nicht wahr? So eine Art Generalbeichte über meine Erlebnisse aus den letzten fünfzehn Jahren, während deren wir vertheilt wenig voneinander gehört haben. Aber das verschieben wir auf später, mein guter Hermann! Für jetzt muß dir's genug sein, daß mich weder die Kannibalen noch die Moskitos verzehrt haben, und daß ich glücklich in den Schoß der allein selig machenden Zivilisation zurückgekehrt bin, um hier, will's Gott, in Frieden und Fröhlichkeit meine Tage zu beschließen.“

„Du willst in Deutschland bleiben?“ fragte der Doktor in neuer Ueberraschung. „Und doch schreibst du mir vor einigen Jahren —“

„Daß ich mich niemals entschließen würde, mein samoanisches Paradies zu verlassen. Jawohl! Und schwer genug ist mir's geworden, das weiß der Himmel. Aber es giebt eben Verlockungen, die auch die festesten Vorsätze ins Wanken bringen. Und dann durfte ich ja auch wie unser Urvater das Beste aus dem Garten Eden mit mir nehmen: meine kleine, goldbraune Eva da, die mir am Ende alles andre ersetzt.“

Geschickt hatte sich Frau Luima einer ihr abermals zugehenden Liebesjonge entzogen. Und mit ihrer wohlklingenden Stimme, in der immer ein rührender Klang fast demüthiger Bescheidenheit war, sagte sie:

„Wolltest du nicht dem Herrn Doktor vorschlagen, uns in unser Hotel zu begleiten? Ich bin wirklich sehr müde nach all den Anstrengungen dieses Tages.“

„Und du hast ein gutes Recht dazu. Wir sind nämlich erst um drei Uhr mittags im Hafen gelandet, haben dann wohl oder übel im Hause meines Socius dinieren müssen, wie wenn wir uns während der ganzen Seefahrt nicht ein einziges Mal hätten satt essen können, und —“

„Vergieb, wenn ich dich unterbreche! Deines Socius, sagst du? Wer ist denn das?“

„Ja so, ich habe mir schon wieder einmal das Beste vorweg genommen. Also höre und staune! Ich bin in die Firma, der ich seit zwölf Jahren gedient habe, als Teilhaber eingetreten — nicht gerade mit einem halben Geschäftsanteil, wie du dir wohl denken kannst, denn selbst einem Sonntagskind wie mir fallen die Millionen nicht gleich Schneeflocken vom Himmel herab — aber doch immerhin als richtiger Teilhaber mit dem Jahreseinkommen eines kleinstaatlichen Premierministers und mit noch schöneren Aussichten für die Zukunft. Und das einzige Zugeständnis, das ich dafür machen mußte, war die Verpflichtung, mich fortan hier, am Sitz der Firma, niederzulassen.“

„Das ist eine Veränderung, zu der ich nicht nur dich, sondern auch mich selbst beglückwünsche. Natürlich wirst du dir so bald als möglich einen eignen Haushalt einrichten?“

„Ist schon geschehen. Der junge Herr Rodenberg, mein Socius, hat eine reizend kleine Villa am Schwanenweiher für uns gemietet und sie mit Hilfe seiner lebenswürdigen Gattin bis auf den letzten Rocklöcher fix und fertig ausgestattet. Gleich nach dem Diner mußten wir hinausfahren, sie uns anzusehen, obwohl ich natürlich viel lieber erst zu dir gekommen wäre. Und es steht nichts im Wege, daß wir schon morgen unsern Einzug halten in das neue Heim.“

„So bleibt mir also gar keine Möglichkeit mehr, irgend etwas für euch zu thun. Offen gestanden, lieber Rolf, es wäre doch vielleicht hübscher gewesen, wenn du mich früher von deiner bevorstehenden Ankunft unterrichtet hättest.“

„Um dir eine Menge Unruhe zu bereiten, nicht wahr? Nein, es ist schon besser so. Und im übrigen wird es dir nicht an Gelegenheit fehlen, mir auf andre Art deine brüderliche Liebe zu beweisen. Damit zum Beispiel, daß du mir jetzt behilflich bist, diese müde kleine Frau ins Hotel zurückzubringen. Nachher können wir ja in irgend einem gemütlichen Winkel noch ein Stündchen verplaudern. Tuima hat mir den erforderlichen Urlaub bereits bewilligt.“

Auch wenn ihn nicht schon das sehr jugendliche Aussehen seiner Schwägerin davon überzeugt hätte, würde Hermann aus der offenkundigen Verliebtheit der beiden den Schluß gezogen haben, daß ihre Ehe noch nicht von langer Dauer sei. Er sah, wie ritterlich Rolf bemüht war, Tuimas feingliedrige Gestalt in den warmen, pelzgefütterten Mantel zu hüllen, den sie vorhin abgelegt hatte, und mit wie dankbarer Zärtlichkeit dabei ihre schönen dunklen Augen auf dem blondbärtigen Antlitz ruhten. Während der ganzen Fahrt nach dem ziemlich weit entfernten Hotel behielt der junge Ehemann Tuimas Hand in der feintgen, und dabei plauderte er fortwährend so lustig und ausgelassen wie ein übermütiger Knabe. Im Vestibül des Gasthauses verabschiedete sich dann Doktor Hermann Artner von seiner Schwägerin, und jetzt kostete es ihn keine Mühe mehr, ein lebenswürdig herzliches Wort zu finden.

„Auf Wiedersehen, Herr Doktor.“ erwiderte sie, und er fühlte mit innigem Vergnügen den warmen Druck ihrer kleinen weichen Hand. „Wenn wir erst in unserm Hause sind, werden Sie es hoffentlich ein wenig auch als das Ihrige ansehen.“

„Natürlich.“ ergänzte Rolf, „so ein armer, bedauernswerter Junggeselle muß ja froh sein, irgendwo ein trautes Nestchen zum Unterschlüpfen bereit zu finden. Erwarte mich also hier unten, Liebster! Sobald ich meinen Schatz in Sicherheit gebracht habe, bin ich wieder da.“

Eine kleine halbe Stunde war doch vergangen, bevor er zurückkam, heiter und strahlend in der Fülle seines jungen Glückes.

„Wohlan denn, jetzt bin ich frei und zu allen tollen Streichen aufgelegt. Laß uns irgend einen behaglichen Kneipwinkel auffuchen. Nur allzu weit entfernt darf er nicht sein, denn es ist seit meiner Verheiratung das erste Mal, daß ich Tuima allein lasse. Und ich wette, sie schläft trotz der heiligsten Gelöbnisse nicht früher ein, als bis ich wieder da bin.“

Sie hatten bald gefunden, wonach sie begehrt. In dem Hinterzimmer eines kleinen bescheidenen Weinrestaurants waren sie die einzigen Gäste. Und nachdem er ihnen den bestellten Rauenthaler gebracht hatte, zog sich auch der Kellner zurück. Sie ließen die Gläser zusammenklingen, und Rolf lehnte sich in seinen Stuhl zurück.

„Nun also, aufrichtig und ehrlich, wie gefällt dir meine kleine Frau?“

„Sie ist sehr hübsch und allem Anschein nach auch sehr lebenswürdig. Was könnte ich nach einer so kurzen Bekanntschaft mehr über sie sagen!“

„Ist auch für den Anfang vollständig genug. Du bist also nicht entsetzt über meine Wahl?“

„Ich würde unter allen Umständen der Meinung sein, daß du alt genug bist, in einer so wichtigen Angelegenheit lediglich dich selbst zu befragen.“

„Sehr schön gesagt und ganz so vernünftig, wie ich's von dir erwartet habe. Aber, daß wir uns recht verstehen, mein guter Herrmann; was ich da vorhin von der Halbwildheit meiner Tuima sagte, war natürlich nur ein Scherz. Ihr Vater, der leider vor zwei Jahren gestorben ist, war ein kluger, prächtiger Mann. Und obwohl es in Apia weder eine höhere Töchterschule noch Malzirkel oder literarische Kränzchen giebt, hat sein Töchterchen doch eine selbst für europäische Begriffe gute Erziehung erhalten. Es mag ja sein, daß sie in mancher Hinsicht etwas mehr Naturkind ist als die jungen Damen hier zu Lande; aber, so wahr ich lebe, ich möchte sie nicht anders haben als sie ist.“

„Es freut mich, Rolf, daß du so denkst. Denn im andern Fall hättest du wohl nimmermehr das Wagnis unternehmen dürfen, sie auf diesen fremden Boden zu verpflanzen.“

„Ein Wagnis, wieso? Hast du etwa den Eindruck gewonnen, sie sei für diesen fein kultivierten Boden ein zu wildes Gewächs?“

„Ich habe vorläufig keinen andern Eindruck als den, daß sie ein reizendes, schmiegames Kind ist, und daß sie in abgöttischer Liebe zu dir emporsteht. Solange sie in dir einen Schirm und eine Stütze findet, hat sie von der Fremdheit ihrer neuen Umgebung wohl kaum etwas zu fürchten. Und es giebt, wie ich meine, für sie nur eine einzige Gefahr.“

„Also doch eine Gefahr? Nur heraus damit! Ich werde ja hoffentlich Manns genug sein, sie davor zu beschützen.“

„Das erwarte ich allerdings, mein lieber Rolf! Denn diese Gefahr bist du selbst.“

Der blonde Riese sah ihn erst einen Augenblick verwundert an; dann aber lachte er hell und fröhlich auf.

„Ich? Das ist köstlich. Meinst du vielleicht, daß ich sie mit meiner Zärtlichkeit umbringen werde?“

„Nicht gerade das. Aber auch du lehrst nach einer fünfzehnjährigen Abwesenheit in die europäischen Verhältnisse zurück wie in eine neue Welt. Und es ist leicht möglich, daß sich dir hier manches bald in einem andern Lichte darstellt, als du es drüben auf eurem glücklichen, weltentlegenen Eiland gesehen. Ich zweifle gewiß nicht an der Tiefe und Beständigkeit deiner Liebe; aber — —“

Rolf war plötzlich ernst geworden, und schwer legte seine Hand sich auf des Bruders Arm.

„Du thust sehr wohl daran, sie nicht zu bezweifeln. Aber dann ist es, wie ich meine, auch überflüssig, von dieser vermeintlichen Gefahr für Tuimas Glück noch weiter zu reden. Was auch immer mir hier in einem andern Lichte erscheinen mag, sie wird für mich doch stets dieselbe bleiben, die sie mir am Tage meiner Hochzeit gewesen ist. Und das ist genug, um dich zu beruhigen, nicht wahr?“

Der Doktor schüttelte aufs neue die Gläser und erhob seinen goldig schimmernden Römer:

„Auf ihr Glück und deines, Rolf!“

„Und auf eine künftige fröhliche Gemeinschaft zu dreien!“ ergänzte der Blondbärtige, indem er mit ihm anstieß. „Da ich auf dich nicht eifersüchtig zu sein brauche, kann ich dir's ja verraten, daß du Tuima sehr gut gefallen hast. Und du darfst sicher sein, daß das ihre ehrliche Meinung ist; denn es kommt nie ein unwahres oder unaufrichtiges Wort über ihre Lippen.“

„Ich werde redlich bemüht sein, mir ihre Freundschaft zu verdienen.“

„Sie wird dir's nicht allzu schwer machen, wie ich denke. Aber sage mir doch, Liebster, wie steht's denn eigentlich mit dir, mit deinem Herzen, meine ich? Wenn man so glücklich ist wie ich, möchte man gern alle Welt in demselben angenehmen Zustande sehen. Und ich wünsche sehr, recht bald auf deiner Hochzeit zu tanzen.“

„Du wirst dich immerhin noch ein wenig in Geduld fassen müssen“, erwiderte der Doktor lächelnd.

„Meine Praxis ist bei weitem nicht glänzend genug, um die Begründung eines eignen Hausstandes zu gestatten.“

„Ach, nur nicht zu ängstlich! Ist denn die Rechte schon gefunden?“

Doktor Artner blieb die Antwort schuldig und beschäftigte sich angelegentlich mit seiner Cigarre. Treuerzig klopfte ihm Rolf auf die Schulter:

„Nichts für ungut, mein Junge, wenn ich manchmal vielleicht ein bißchen täppisch bin mit meinen Fragen. Ich verlange gar nicht, daß du mir gleich in der ersten Stunde dein ganzes Herz ausschüttest. Aber wenn dich mal was bedrücken sollte, das ein anderer dir tragen helfen kann, dann wirst du von nun an zuerst an mich denken, nicht wahr?“

„Gewiß, Rolf, gewiß!“

Und brüderlich drückten sie sich die Hände.

Dann sah der junge Ehemann auf seine Uhr.

„Wie doch die Zeit vergeht! Gelt, du bist nicht böse, wenn ich aufbreche!“

„Ich begleite dich bis ins Hotel. Es liegt ja ohnehin auf meinem Wege.“

„Das ist hübsch. Mir ist nämlich, als ob ich dich noch irgend was hätte fragen wollen. Ach ja, jetzt fällt mir's ein. Ist dir hier jemals der Name Vornsen begegnet? Im Adreßbuch habe ich ihn nicht finden können. Aber ein Arzt kommt überall herum und lernt so viele Menschen kennen.“

Hermann Artner suchte in seinem Gedächtnis; aber nach kurzem Nachdenken schüttelte er den Kopf.

„Ich erinnere mich nicht. Aber wenn du mir vielleicht einige nähere Angaben über die gesuchte Persönlichkeit machen könntest . . .“

Rolf, der inzwischen den Kellner bezahlt hatte, nahm seines Bruders Arm.

„Ja, weißt du, das ist nicht so ganz einfach“, plauderte er, während sie auf die Straße hinausstraten. „Der Vornsen, über den ich dir allenfalls einige nähere Angaben machen könnte, ist nämlich lange tot und liegt drüben im jamaikanischen Urwald begraben. Es mag an die elf Jahre her sein, daß er nach Apia kam, um dort eine Pflanzung einzurichten, ich weiß nicht, ob für eigne oder für fremde Rechnung; denn über seine Privatangelegenheiten pflegte er nicht viel zu reden. Er war der prächtigste Mensch, der mir jemals auf meinem Lebensweg begegnet ist, und trotz des Altersunterschiedes waren wir bald intime Freunde. Aber eines Morgens — kaum zehn Monate nach seiner Ankunft auf der Insel — fand man ihn mit zerschmettertem Schädel am Fuß einer kleinen Felswand, über die er mit seinem Pferde abgestürzt war. Und an seinem Lieblingsplätzchen mitten im Busch haben wir ihn tags darauf begraben. Die ich jetzt suche, sind seine Kinder. Denn ich meine, es wird ihnen lieb sein, einiges aus der letzten Lebenszeit ihres Vaters zu hören. Und ich habe auch vor meiner Abreise eine photographische Aufnahme seiner letzten Ruhestätte gemacht, die ich ihnen übergeben möchte. Leider aber weiß ich nun von diesen Kindern nichts weiter“, als daß sie vor zehn Jahren hier gelebt haben. Bernhard Vornsen zeigte mir einmal das Bild seines ältesten Töchterchens, eines Mädchens von acht oder neun Jahren, und ich war damals ganz verliebt in das süße Kindergeßichtchen. Es wäre wirklich jammerlich, wenn es mir nicht gelänge, sie aufzufinden.“

„Wenn sie noch hier sind, werden sie sich auch ermitteln lassen. Aber hat denn dein Freund nicht auch eine Witwe hinterlassen?“

„Nein. Seine Frau war, als ich ihn kennen lernte, schon seit mehreren Jahren tot. Und die Kinder befanden sich hier unter der Obhut eines Fräulein Bleuel oder Breuel, ich habe unglücklicherweise ein so mißrathes Gedächtnis für Eigennamen.“

Hermann Artner war stehen geblieben.

„Vielleicht Fräulein Dorette Breul?“

„Ja, beim Zeus, ich glaube Dorette hieß sie. Vornsen hatte ja den Namen nur beiläufig erwähnt; aber ich weiß noch, daß er mich merkwürdig altmodisch anmuetete. Du kennst eine solche Person?“

„Ein Fräulein Dorette Breul hatte ich vor einigen Monaten in ärztlicher Behandlung. Sie wohnt, wenn ich nicht irre, am Steindamm. Und ich kann dir jedenfalls morgen ihre genaue Adresse mitteilen.“

„Es wäre großartig, wenn ich in ihr die Richtige fände. Hast du nicht bemerkt, daß sie ein paar junge Mädchen bei sich hatte?“

„Nein, sie lebt ganz allein. Aber die Töchter deines Freundes könnten sich ja recht wohl inzwischen verheiratet oder sonstwie auf die eignen Füße gestellt haben.“

„Ja, das ist wahr! Und jedenfalls werde ich sie auffuchen. Aber da sind wir ja schon wieder an meinem Hotel. Und richtig — habe ich's nicht vorher gewußt? — in Tuimas Schlafzimmer ist noch Licht. Da muß ich doch eilig hinaus, um zu sehen, ob ihr nicht vielleicht etwas zugestoßen ist. Gute Nacht, Liebster! Wo finden wir uns morgen wieder?“

Sie verabredeten ein Zusammentreffen für den Mittag. Aber Rolf hörte kaum noch mit halbem Ohr auf die Worte des Bruders, so ungestüm zog es ihn nach oben, wo sein dunkellockiges junges Weib seiner Wiederkehr harrete.

(Fortsetzung folgt.)

Die amerikanische Mission auf der Suche nach Miss Stone.

(Folgt S. 357.)

Seit Monaten verfolgt die Welt mit gespannter Aufmerksamkeit die einzelnen Phasen eines Vorganges, dessen Schauplatz der slavisch-mohammedanische Osten bildet. Die Missionarin Miss Ellen Stone und die Pastorgattin Jitta befinden sich bereits seit einem Vierteljahr in der Gefangenschaft der Heiden. Täglich bringen die Zeitungen Berichte über einzelne Scenen dieses allermodernsten Dramas. Bald heißt es, die eine oder die andre der beiden Damen sei gestorben, bald gelangt wieder der Bericht nach dem Westen, die Unterhandlungen wegen



Gestellter Reiter. Nach dem Gemälde von C. F. Deiker.

Freigabe der Entführten seien beendet. Doch die Gefangenen werden erst freigelassen werden, wenn die Geiseln das erreicht, wonach sie streben, den Mischstul, das Lösegeld, das sie mit 25 000 Pfund, nahezu 480 000 Mark, beziffern.

Am 14. Januar d. J. zog Pastor Zilla von Serez, einer Stadt im türkischen Wilajet Saloniki, aus, einen Versuch zu machen, die gefangen gehaltenen Frauen freizubekommen. In seiner Begleitung befanden sich ein Dolmetscher und Herr Peet, der Vertreter der amerikanischen Missionsgesellschaft in Konstantinopel. Als Gefolge stellte der Militärgouverneur Ibrahim Pascha einen seiner persönlichen Adjutanten, dem er fünfundzwanzig Verittene der türkischen Landpolizei beigab.

Unser Bild veranschaulicht eine der Episoden jenes mit Mühfalten aller Art verbundenen Zuges.

Gestellter Heiler.

(Bild S. 360.)

Die Jagd des Wildschweines hat seit alten Zeiten als ein ritterliches, hochgeachtetes Vergnügen gegolten, und jeder echte Jäger setzt noch heutzutage gern sein Leben ein, wenn es gilt, einem Wildschwein weidgerecht gegenüberzutreten. Denn selbst schwerverwundet wehrt sich der kühne Streiter noch bis auf Tod und Leben vor dem Jäger, und wehe diesem, wenn er dabei den ungestümen Angriffen des wutregten Tieres nicht mit Geschick auszuweichen oder durch sichere Waffe zu begegnen versteht. In aufgenommenen Fehde nur mit Hundstagen hingegen — wie unser Bild sie zeigt — erliegt der wackere Kämpfer bloß deren Ueberzahl, und das nicht immer, ohne vorher Tod und Verderben unter die Reihen seiner blutleuchtenden Angreifer gebracht zu haben. Sagt doch schon ein altes Jägerspruchwort: Wer Schweinsköpfe haben will, muß Hundsköpfe daransehen.

Amüsante Wissenschaft.

Die Fallschirmschraube. Man nehme zwei dünne Papierstreifen von etwa 15 Centimeter Länge und 1 bis 2 Centimeter Breite. Man wickle sie auf eine Strecke von etwa 10 Centimeter umeinander und biege die etwa 5 Centimeter langen freien Endstücke etwas nach rechts und nach links um, so daß das Ganze ungefähr die Gestalt eines großen lateinischen Y bekommt. Man hat sich auf diese Weise fast im Nu ein ganz originelles Spielzeug verschafft. Wenn man es bei ruhigem Wetter aus dem Fenster herabfliegen läßt, wird man es sich wie eine Schraube mit vertikaler Achse um sich selbst drehen sehen, und zwar so ungemein rasch, daß das Auge die beiden Flügel nicht mehr zu unterscheiden vermag. Diese Rotationsbewegung wird dem Apparat von dem auf die zur Horizontalen leicht geneigten Flügel einwirkenden Luftwiderstande mitgeteilt; der Luftwiderstand hemmt gleichzeitig die durch die Schwerkraft bedingte Zunahme der Fallgeschwindigkeit und verlangsamt die Absturzbewegung. Unsere Schraube ist daher auch ein Fallschirm. Im Zimmer muß man auf einen Stuhl steigen und die Fallschirmschraube möglichst hoch vom Fußboden herabfallen lassen. Dieses so leicht herzustellende amüsante Spielzeug wird von der Jugend freudig begrüßt werden, namentlich wenn man es aus verschiedenfarbigem Papier herstellt und es

von einem ziemlich hohen Punkt, bei schönem Wetter, zum Beispiel vom Fenster aus, abstürzen läßt. Die untenstehenden Kleinen werden sich damit belustigen, nach den kleinen bunten Schrauben zu haschen, nachdem sie sie zu ihrer größten Freude wie leicht beschwingte Schmetterlinge durch die Luft haben gaukeln sehen.

Bunte Blätter.

Bejahrte Bühnenkünstler. Als die einst weltberühmte dramatische Künstlerin Adelaide Ristori, Marchesa Capranica del Grillo, kürzlich ihren achtzigsten Geburtstag feierte, sind verschiedentlich Betrachtungen über das Lebensalter, das darstellende Künstler im allgemeinen zu erreichen pflegen, angestellt worden. Wohl dürfte ihr Beruf durch seine Aufregungen die Lebensdauer im ganzen ungünstig beeinflussen, allein trotzdem weist die Kunst- und Theatergeschichte genug Bühnenkünstler auf, welche die biblische Grenze des Lebensalters erreicht haben. Friedrich Haase hat erst als Siebzigjähriger von der Bühne Abschied genommen; vor ihm wirkten, um nur einige Namen zu nennen, Döring, Schröder, Karl Sontag, die Frieblumauer bis ins hohe Alter hinein als schaffende Künstler. Virginie Déjazet, die Scrimanek und Aline Duroal wurden noch in hohem Alter auf französischen Bühnen in Rollen bewundert, die bei uns nur von den jüngsten „Naiwen“ gegeben werden dürfen. Gewöhnlich



Die Fallschirmschraube.

findet man als den ältesten Mimen, welchen die Theatergeschichte kenne, Jean Roel angegeben, der am 23. Januar 1829 zu Paris im Alter von 118 Jahren starb, nachdem er noch als Hundertjähriger auf der Bühne erschienen war. Achtzigjährig hatte er die weltbedeutenden Wettererstmals betreten, um dann 92 Jahre auf ihnen thätig zu bleiben. Dieser Fall soll aber bei den alten Römern noch überboten worden sein, wenn den darauf bezüglichen Berichten zu trauen ist. Danach wäre eine Schauspielerin Luceja noch im 112. Lebensjahre aufgetreten, der dann wohl die Palme gebühren würde.

Fr. A.

Kleine Ursache — große Wirkung. Ohne ein Duell wäre die Schlacht bei Waterloo vielleicht keine Niederlage für Napoleon geworden. Der Kaiser schätzte den General d'Ornano, der ein tüchtiger Soldat und, wie er, ein geborener Korse war, sehr und hatte ihm ein bedeutendes Kommando anvertraut. Der an Dienstjahren ältere General Bonnet beschuldigte daraufhin d'Ornano der Intrigue, dieser schickte ihm seine Zeugen, und beim vierten Kugelschlag erhielt Bonnet eine Kugel in die Schulter, sein Gegner eine in den Schenkel. Bei Napoleons Rückkehr von Elba litt d'Ornano an seiner Wunde noch so sehr, daß er nicht ins Feld rücken konnte, weshalb der Kaiser ihm das Kommando von Paris gab und Grouchy das Corps anvertraute, welches er eigentlich jenem zugedacht hatte. Während Napoleons Geschieh sich am 18. Juni 1815 bei Waterloo entschied, stand Grouchy, auf den der Kaiser den ganzen Tag mit Schmerzen wartete, zwei Meilen davon unthätig mit 30 000 Mann, deren rechtzeitiges Eingreifen die Engländer vernichtet haben würde, bevor Blücher zur Stelle sein konnte. Französische Geschichtschreiber haben die feste Ueberzeugung ausgesprochen, daß d'Ornano, hätte er an Grouchy's Stelle befehligt, seinen Gebieter nicht so im Stich gelassen haben würde. Man sieht hieran, wovon mitunter das Schicksal ganzer Völker abhängt!

Fr. A.

Tyrann und Philosoph. Aristippos aus Kyrene (geb. 404 v. Chr.), der Gründer der nach seinem Geburtsorte benannten kyrenaischen Philosophenschule, trat zuerst in Aigina und dann zu Syrakus am Hofe des jüngeren Dionysios lehrend auf. Namentlich hier hatte er oft Gelegenheit, die ihm eigentümliche Lebensgewandtheit zu bewähren. So fragte ihn eines Tages Dionysios, um ihn in Verwirrung zu bringen: „Sage mir, wie es zugeht, daß die Philosophen zu den Fürsten kommen, während man doch niemals die Fürsten zu den Philosophen gehen sieht?“ — „Es ist ja die Regel, daß die Ärzte zu den Kranken kommen müssen,“ gab der Weltweise lächelnd zur Antwort.

G. M.

Orientalische Anschauung. Als Kronprinz Friedrich Wilhelm, unser späterer Kaiser Friedrich III., auf seiner dreimonatigen Orientreise 1869 der Eröffnung des Suezkanals beiwohnte, erregte seine hohe, imponierende Gestalt, die von dem frischen Glanze des Feldherrnrühmes umstrahlt war, dort wie überall die Bewunderung der Eingeborenen. Wie aber der Orient Abstraktes zu versinnlichen sucht, zeigt folgender Zug. Als der Kronprinz drei Wochen nach dem Kaiser von Oesterreich die Pyramiden besuchte, fragte einer der Araberhauptlinge, welche herangeritten waren: „Ist das der, welcher den Kaiser geschlagen hat?“ — „Ja.“ Der Araber betrachtete den Prinzen genau und sagte dann: „Er sieht wohl so aus, aber so groß, wie man erzählt, ist er doch nicht: er sollte zehn Ellen hoch sein.“

W. A.

Gut gegeben. In der französischen Nationalversammlung unterbrach vor einigen Jahren Paul de Cassagnac, der bekannte Bonapartistenführer, den Schokoladenfabrikanten Meunier während seiner Rede über das Budget wiederholt in ungezogener Weise. „Ach was,“ rief er ihm zuletzt sogar zu, „so ein simpler ‚Chocolatier‘ versteht ja gar nichts von finanziellen Dingen!“ — „Ja, Herr Cassagnac,“ entgegnete Meunier, dessen Geduld zu Ende war, „ich bin ‚Chocolatier‘, und ich mache mir eine Ehre daraus; ich war sogar der Lieferant Ihres Vaters, und ich erlaube Ihnen, mir die Schuld zu bezahlen, in der er bei mir noch geblieben ist.“

Ph. G.

Aus Küche, Haus und Hof.

Zusuppe, braune. Eine vortreffliche kräftige Suppe ist folgende: Man schneidet Rindfleisch, etwa 250 Gramm, ebensoviel Kalbfleisch und 125 Gramm mageren, rohen Schinken in kleine Stücke. In eine mit Speck- oder Nierenfettseiben belegte Kasserolle giebt man das Geschüttene mit Zwiebeln, etwas Wurzelwerk, Kräuter und einigen Löffeln Wasser. Dies alles läßt man gut braten und gießt 2 bis 2½ Liter Wasser dazu. Nun fügt man auch die Knochen des Fleisches, ein Lorbeerblatt, etliche Pfefferkörner und das nötige Salz bei und läßt alles 2 bis 2½ Stunden langsam kochen. Nun wird die Zusuppe durchsiebt, abgeseiht und mit beliebigen Einlagen, zum Beispiel Schwammklößchen, Roken u. s. w. angerichtet.

Meerrettichtunke, kalte, mit Rahm. Vier Eßlöffel fetter, süßer Rahm, zwei Löffel weißer Weinessig, ein Theelöffel Zucker und ein Theelöffel Salz werden mit so viel fein geriebenem Meerrettich verrührt, daß eine dicke Unke entsteht. Man giebt sie zu blau gefärbtem Fisch und kaltem Kalbs- oder Geflügelbraten.

Gedämpfte Froschkentel. Man salzt sie eine Stunde vor dem Gebrauch ein, wäscht sie, trocknet sie ab und giebt sie in eine Kasserolle mit heißer Butter. Nachdem sie kurze Zeit geschmort haben, giebt man etwas kräftige Fleischbrühe daran und würzt mit fein gehackten Schalotten, Salz, Pfeffer und etwas Muskatnuß unter öfterem Umrühren, bis sie völlig weich sind.

Gedämpfte Froschkentel. Die Frosch-

schentel werden gewaschen, gesalzen, ein wenig gepfeffert und eine Viertelstunde beiseite gestellt. Nun trocknet man sie leicht mit einem Tuch ab, taucht sie in Mehl und in verrührtes Ei, bestreut sie mit Semmelmehl und bäckt sie in heißem Schmalz goldgelb. Man giebt gemischten Salat dazu.

Zimmerbutter. 250 Gramm recht frische, geklärte oder auch nur etwas erwärmte Butter werden zu Schaum gerührt und allmählich mit vier Eiern, vier Dottern, 250 Gramm gestochenem Zucker, 16 Gramm Zimmt und 200 Gramm feinem Mehl, sowie dem Schnee der vier Eiweiße vermischt, wonach man die Butter in klein-kariertem Waffeleisen hell bäckt.

Vanille-Tunke mit Rahm auf englische Art. Man zerquirlt zwei Eier mit ¼ Liter Rahm oder Milch, thut ein bis zwei Eßlöffel Zucker und sieben bis acht Tropfen Vanille-Essenz hinzu, stellt die Mischung in einer Kasserolle über gelindes Feuer oder in ein Gefäß mit siedendem Wasser und rührt oder quirlt die Tunke so lange, bis sie sich zu verdicken und zu steigen beginnt.

Defektungen, abgerührter. 250 Gramm geklärte Butter werden zu Schaum gerührt und nach und nach mit vier ganzen Eiern, 25 Gramm Hefe, die in ¼ Liter lauer Milch aufgelöst ist, 70 Gramm Zucker und so viel gestiebtem Mehl vermischt, daß ein lockerer Teig entsteht. Auf ein mit Butter bestrichenen Blech drückt man diesen fingerdick auseinander, läßt ihn am Ofen gehörig aufgehen, bestreicht ihn mit Ei, streut Zucker, Zimmt und gehackte Mandeln darauf und

bäckt ihn drei Viertelstunden bei ziemlicher Hitze.

Wenn an unsern Ballkleidern und Gesellschaftskleidern sonst auch noch kein Fleck oder Staub ist, die modernen Schleppen, die man daran trägt, gewähren gar bald einen traurigen Anblick, so daß man nur der Schleppen wegen genötigt ist, das Kleid zum Reinigen fortzuschicken. Wenn diese Schleppen nun nicht allzu schmutzig und fleckig sind, kann man sie selbst reinigen, aber man darf nicht veräumen, erst an einem Flicken des Kleides eine Probe zu machen, da die Säuberung nur bei echtfarbigen Stoffen gelingt. Hat sich die Echtfarbigkeit herausgestellt, so gießt man über die beschmutzten Stellen der Schleppe reichlich feinsten Weingeist und reibt sie dann mit reinem Flanellappen ab. Je stärker man die Stellen anfeuchtet, um so besser löst sich der Schmutz, und um so sicherer ist die Gewähr, daß keine Ränder stehen bleiben. Dasselbe Reinigungsmittel ist auch für hellfarbige Atlasballschuhe empfehlenswert.

Die alten Kartoffeln zeigen im Frühling neben dem faden Geschmack, den sie dann annehmen, auch noch ein wenig verlockendes Aussehen, da sie meist mehr oder wenig fleckig sind. Will man den größten Teil dieser Fleckstellen entfernen, muß man die Kartoffeln stets am Abend vor dem Gebrauch schälen, und das Wasser, in dem man sie bis zum Kochen stehen hat, möglichst oft erneuern. Beim Kochen brüht man sie mit kochendem Wasser ab, seht sie wie gewöhnlich auf, gießt sie ab, wenn

sie halb gar sind, füllt frisches kochendes Salzwasser auf und siedet sie fertig. Neben bedeutend verbesserten Aussehen zeigen die Kartoffeln auch reinere Geschmack.

Dieser meist milde Winter mit seinen plötzlichen Wetterumschlägen zu starkem Frost verschuldet es, daß auch, wo die Hausfrau aus sorgsamste auf ihre Vorräte achtet, diese in Anbetracht des lauen Wetters so lagern, daß bei plötzlicher Kälte über Nacht, besonders außen aufbewahrte Gemüse erfrieren. Trifft dieses Erfrieren Kohlarten, so kann man sie ruhig so lange draußen, aber unberührt, liegen lassen, bis Tauwetter eintritt, dann läßt man sie langsam auftauen und verbraucht den Kohl. Anders ist es bei Wurzeln, Kohlrabi, Rüben und Blumenkohl; diese können nicht in gefrorenem Zustand aufbewahrt werden, man muß sie sofort verbrauchen, will man sie nicht einbüßen. Man legt sie zum Auftauen in kaltes Wasser, danach kann man die Gemüse gut reinigen. Beim Kochen muß man gerade bei gefrorenen Gemüsen dafür Sorge tragen, daß sie aufs kräftigste zubereitet werden, um eine durch das Erfrieren eingetretene Geschmacksveränderung zu verdecken. Es ist deshalb vor dem Weichkochen dieser Gemüse in Salzwasser zu warnen, man muß die Gemüse sofort in heißes Fett thun, damit durchdünstet, dann mit kräftiger Liebigbouillon überfüllen und gar dämpfen. Erst zuletzt bindet man das Gemüse mit brauner oder weißer Mehlschwitze. Es schmeckt dann ausgezeichnet und zeigt keinerlei süßlichen Geschmack.

Luitz Hölle.

Was giebt es Neues?

Aus hohen Kreisen.

Das kaiserliche Hofjagdwort macht den Streckenrapport über die Jagdergebnisse des Kaisers Wilhelm im Jahre 1901 bekannt. Danach hat der Kaiser insgesamt 2862 Stück Wild erlegt, und zwar 8 Auerhähne, 20 Rebhühner, 71 Rothirsche, 2 Damschäufel, 2416 Fasane, 127 Kaninchen, 105 Schauler, 4 Stück Damwild, 83 Pfauen, 22 Hasen, 2 Rebhühner und 2 Wiesel. Das Ergebnis ist geringer als das der vorhergehenden Jahre, aber es muß berücksichtigt werden, daß der Kaiser an bedeutend weniger Jagden wie sonst teilgenommen hat.

Sanitätswesen.

Auf Anregung der österreichischen Gesellschaft vom Roten Kreuz ist ein Sanitätsfahrrad konstruiert worden, das gegenwärtig in verschiedenen Garnisonen erprobt wird. Vom gewöhnlichen Zweirad unterscheidet es sich dadurch, daß die Räder nebeneinander gestellt werden können, und außerdem sind zwei Gabeln beigegeben, durch deren Einfügung das Rad sich in einen zweirädrigen Handkarren verwandeln läßt, auf dem ein Verunglückter oder Verwundeter in horizontaler Lage gebettet werden kann; die entsprechenden Matten und Kissen sind dem Rade aufgeschraubt. Der Gebrauch des Sanitätsfahrrades gestaltet sich also folgendermaßen:



Kopf. von Hans Böhm, Salzburg.

Das neue österreichische Sanitätsfahrrad mit seiner Ausrüstung.

der dem Sanitätskorps beigegebene Mann fährt eilig mit dem Rade an die Stelle des Unfalls, verschiebt die Räder und stellt so den Karren her, auf dem er den Verunglückten oder Verwundeten dorthin schiebt, wo ihm Hilfe zu teil werden kann. Mithin der Ausrüstung hat das Sanitätsfahrrad ein Gewicht von 24 Kilogramm, und einschließlich der ersten stellen sich die Kosten auf 240 Kronen für das Stück.

Witterungskunde.

Tauben als Wetterpropheten. Obgleich die sogenannten Bauernregeln für die Wettervoraussage viel von der früheren Beachtung eingeüßt haben, seitdem durch die

Witterungskunde die Wetterpropheten auf eine wissenschaftliche Grundlage gestellt worden sind, halten die Landleute doch noch immer an der Bedeutung gewisser Anzeichen fest, deren Beobachtung sich schon von den Eltern und

schon Keuchhustengriffen zu würdigen wissen. Frische Luft und Gurgelungen werden die Leidenszeit abkürzen, gegen die unangenehmen Erscheinungen dieser häufigen Kinderkrankheit giebt es aber sonst leider keine Hilfsmittel.

Gutachten.

Gutachten über den Begriff des „Banquiers“. Das Berliner Polizeipräsidium hat anlässlich einer (anonymen) Anzeige gegen eine Reihe von Personen, insbesondere Makler, Hypotheken- und Grundstücksvermittler, daß dieselben sich unbedeutendweise die Bezeichnung als „Banquier“ beilegen, den Vorständen des Zentralverbandes des deutschen Banquiergewerbes, Justizrat Dr. Kießer, über die Frage des Begriffs des Banquiergewerbes und die Frage geeigneter Maßregeln gegen den unberechtigten Gebrauch dieser Bezeichnung zu einer gut-

achtlichen Äußerung aufgefordert. Das im Bankearchiv zur Veröffentlichung gelangende Gutachten des genannten Sachverständigen spricht sich dahin aus, daß weder im Strafgesetzbuch noch in der Gewerbeordnung, noch endlich im Handelsgesetzbuch, da die Bezeichnung als Banquier nicht etwa Bestandteil der Firma ist, eine Vorschrift zu finden sei, welche die Polizei zur Unterlagung einer solchen widerrechtlichen Bezeichnung ermächtigt. Es könne daher Abhilfe nur geschafft werden entweder durch Erlass einer gesetzlichen Vorschrift, welche diejenige des § 360 Nr. 8 des Strafgesetzbuches auf solche Fälle erweitert, oder durch ein — eventuell von der Polizeibehörde generell oder durch Namhaftmachung bestimmter Fälle anzuregender — Vorgehen von Interessenverbänden, insbesondere also etwa des Zentralverbandes des deutschen Banquiergewerbes, im Sinne des Gesetzes gegen den unlauteren Wettbewerb. Immerhin sei aber auch ein solches Vorgehen naturgemäß nicht in allen Fällen möglich.

Industrie, Handel und Verkehr.

Die Quasthuppen in Hamburg sind abermals durch einen großen Bau vermehrt worden, der infolge seiner imposanten Ausführung besonders bemerkenswert ist. Der am Versmannquai belegene Schuppen dient ausschließlich zur Lagerung von Süßfrüchten, die seewärts eingeführt werden. Um ihm eine feinen Waren entsprechende Temperatur zu verleihen, ist er mit einer Niederdruckdampfheizung versehen; den nötigen Dampf liefert eine in den Kellerräumen der massiven Schuppenflügel aufgestellte Kesselanlage. Das Tageslicht fällt durch doppelte Oberlichtfenster und seitliche Fenster herein. Die ersten sind hauptsächlich

Ahnung auf sie vererbt hat. Es wird jetzt in einer wissenschaftlichen Zeitschrift darauf hingewiesen, daß im besonderen die Tauben bei vielen Leuten in dem Ruf stehen, zuverlässige Wetterpropheten zu sein. Es wird behauptet, daß sie den Eintritt von Regen anzeigen, wenn sie mit dem Kopf gegen Osten auf den Dächern hocken, alsdann soll Regen spätestens am nächsten Tage zu erwarten sein, ebenso deutet es angeblich auf schlechtes Wetter, wenn sie sich nicht weit von ihrer Behausung entfernen oder ungewöhnlich früh in den Schlag zurückkehren. Fliegen sie dagegen weit aus und kommen spät heim, so ist das ein sicheres Zeichen für gutes, beständiges Wetter. Es würde vielleicht die geringe Mühe lohnen, wenn möglichst viele Beobachtungen über ein derartiges Verhalten von Tauben gesammelt würden, und es wäre jedenfalls leicht, festzustellen, ob die wiedergegebenen Behauptungen berechtigt sind.

Litteratur.

Seltenheiten der Tübinger Universitätsbibliothek. Unter den arabischen Handschriften der Tübinger Universitätsbibliothek hat Prof. Dr. Christ. Seybold, der den Katalog der sehr wertvollen Sammlung in Bearbeitung hat, zwei große Seltenheiten entdeckt. Das eine ist die vielleicht älteste Handschrift von Tausend und eine Nacht, die etwa 500 Jahre alt ist, und darin eine bis heute völlig unbekannte Erzählung. Das zweite ist eine druckische Handschrift, die das ganze System der eigentümlichen Religion der Drusen, eines beim Libanon wohnenden Stammes, mit kabbalistischer Benutzung von Kreisfiguren darstellt. Zu diesem bisher unbekannten „Buch der Punkte und Kreise“ hat Prof. Seybold in München eine zweite Handschrift gefunden, die den Tübinger Text glücklich ergänzt.

Unterricht. Heilwissenschaft.

Die Frauen an der Berliner Universität. Die Zahl der an der Berliner Universität studierenden Frauen ist in diesem Winterhalbjahr eine außerordentlich große und hat jetzt schon das sechste Hundert überschritten. Im vergangenen Winter waren es 439 und im Sommer 303.

Einfache Hilfe bei Keuchhusten. Einem Schweizer Arzt, Dr. Nägeli, ist es gelungen, ein Mittel zu entdecken, durch welches der fürchterliche Stiefkrampf unserer so häufig vom Keuchhusten geplagten Kinder sofort gelöst werden kann. Man hakt den Daumen einer Hand hinter den vorderen Schneidezähnen in den geöffneten Mund des nach Luft schnappenden Kindes und ergreife mit den übrigen Fingern derselben Hand das Kinn und ziehe den Unterkiefer des kleinen Patienten nach vorn und abwärts, während die andere Hand, auf der Stirn liegend, den Gegenzug ausübt. Man hakt aber den Daumen so ein, daß derselbe nicht nur die Schneidezähne, sondern auch den Kieferknochen erfasst. Ist das Experiment erst einmal gemacht worden, so kommt das mit Keuchhusten behaftete Kind schon von selbst herbeigesprungen, sobald es das Herannahen des neuen Anfalls spürt, damit man es behandle. Bedenkt man, daß durch die lästigen Stiefanfälle Nasen- und Ohrenblutungen, Sprengung des Trommelfells, Unterleibsbrüche u. s. w. hervorgerufen werden können, dann wird man die Bedeutung des Dr. Nägeli-



Kopf. von Hans Böhm, Salzburg.

Das Sanitätsrad in einen Schließkarren umgestaltet.



Der neue Südfrachtschuppen in Hamburg. Außenansicht.



Der neue Südfrachtschuppen in Hamburg. Innenansicht.

aus dem Grunde verwendet, um einem Wärmeverlust nach oben hin möglichst vorzubeugen. Aus demselben Grunde hat der Schuppen doppelte Seitenwände erhalten, deren Zwischenraum mit Torfmüll ausgefüllt ist. Die künstliche Beleuchtung des Innern geschieht durch 350 Glühlampen, während außerhalb zur Erleuchtung der Land- und Wasserseite elektrische Bogenlampen vorgesehen sind. Die überdeckte Ladefläche dieses 232,5 Meter langen und 30 Meter tiefen Schuppens beträgt rund 7000 Quadratmeter. Um die Waren aus dem Schiff in den Schuppen zu befördern, sind an der Wasserseite elf elektrische Gerüstkräne aufgestellt. An der Landseite des Schuppens liegen Eisenbahngleise, so daß auch die Ueberladung für den Eisenbahnverkehr in leichter Weise von statten geht. Die Erbauung des Schuppens erforderte einen Kostenaufwand von 860 000 Mark.

Sport.

Der König von Italien, der bekanntlich großes Interesse für das Kraftfahren an den Tag legt, hat kürzlich, wie die „Radwelt“ meldet, in aller Form den polizeilichen Befähigungsnachweis als Kraftfahrer erbracht. In Gegenwart einer zu diesem Zweck besonders zusammengeführten technischen Kommission lieferte der König den Beweis, daß er vollkommen im Stande ist, einen Kraftwagen sachgemäß zu führen und zu behandeln, worauf ihm wie jedem andern Sterblichen der übliche Fahrschein ausgestellt wurde.

Erfindungen.

Die Flugversuche von Santos Dumont in Monte Carlo. Vielversprechende Flugversuche unternahm der Luftschiffer Santos Dumont in den letzten Tagen des Januar mit seinem lenkbaren Luftschiff von Monte Carlo aus. Im Hafen von Condamine hatte ihm die Rafinogesellschaft zur

Beherbergung des Ballons — desselben, mit dem er im vorigen Jahre den Deutsch-Preis gewonnen — eine

den kühnen Aeronauten bei seinen Ausfahrten zu begleiten und ihn aus dem Meere aufzufischen, falls ihm ein Unfall zustößen sollte. Mitte Januar begann die Füllung des Ballons mit dem an Ort und Stelle hergestellten Wasserstoffgas, und zugleich wurden der Korb und der Petroleummotor in Stand gesetzt. Zahlreiche hohe Personen, die zurzeit an der Riviera weilten, besichtigten den Ballon und seine Ausrüstung; so auch die frühere Kaiserin Eugenie von Frankreich, die eine unserer Abbildungen im Gespräch mit Santos Dumont zeigt. Der Morgen des 28. Januar brachte klares und ruhiges Wetter, so daß der Aufstieg beginnen konnte. Um halb elf Uhr erschien das Luftschiff, über den Boulevard durch Ziehen an den Leitseilen bewegt. Santos stieg dann ein, die Seile wurden losgemacht, das Schiff stieg etwa 20 Fuß hoch, und nun wurde der Motor in Bewegung gesetzt. Erst langsam, dann immer schneller flog das Schiff über die Bai. Fierlich wie ein Albatros zügelte es die Schnelligkeit und hielt sich über den Wassern, als wenn es herabstoßen wollte. Der Luftschiffer hatte es angehalten, um das Gleichgewicht herzustellen und das Schleppseil in Ordnung zu bringen. Dann wurde der Motor wieder in Thätigkeit gesetzt, und das Luftschiff ging weiter, beschrieb einen Kreis und ließ sich dann an seinem Ausgangspunkt nieder. Um halb drei Uhr bestieg Santos Dumont seine Maschine wieder und machte eine zweite Auffahrt. Er ging in stetiger Gangart geradeaus in die See und vollführte dann eine Reihe von Stellungswechseln. Aufsteigen, Herabkommen, Wenden, Anhalten, Hinaufschnellen; jedes Manöver wurde mit erstaunlicher Leichtigkeit ausgeführt. Dann fuhr er zurück über das Kasino, kreuzte die Bucht und flog über das Schloß zum Ausgangspunkt zurück. Die nächste Fahrt gedenkt der kühne Luftschiffer von Monte Carlo aus nach der Insel Korsika zu richten.



Kaiserin Eugenie im Gespräch mit Santos Dumont.

Phot. O. Barco, Paris.

Halle von 54 Metern Länge und 20 Metern Breite erbauen lassen. Eine Reihe von Yachten hielt sich bereit,



Das Luftschiff von Santos Dumont über der Bai von Monaco schwebend (28. Januar 1902).

Phot. O. Barco, Paris.

Neue Bücher und Schriften.

„Rechtsprechung 1900/01 zum B.G.B., E.G., P.G.B., R.D., G.D.O. u. R.F.G. nach der Reihenfolge der Gesetzesparagrafen bearbeitet“ von Dr. G. Th. Soergel. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Geb. 6.-. — Hervorragende Fachmänner haben dieses Werk mit Recht als ein für jeden Juristen unentbehrliches Handbuch und für eine ebenso zeitgemäße wie wohlgeordnete Arbeit erklärt, welche der Praxis wie der Wissenschaft in gleichem Maße dient. Es ist der zweite Jahrgang des Unternehmens, in dem man aber den ganzen Inhalt des ersten verarbeitet findet. So liegt hier nun das gesamte Entscheidungsmaterial (über 6000 Entscheidungen) der beiden Jahre 1900 und 1901 vor, das auf dem Gebiete des bürgerlichen Rechts und des Einführungsgesetzes dazu, der Zivilprozedur, der Konfuz- und der Grundbuch-Ordnung und des Reichsgesetzes über die Angelegenheiten der freiwilligen Gerichtsbarkeit zu vergleichen war. Die praktische Anordnung und die klare und glückliche Fassung sind ebenso zu rühmen wie die Handlichkeit des Formats und der klare und schöne Druck, so daß der Preis für diesen Chtaband von 650 Seiten als ein ungemein billiger bezeichnet werden darf. Es ist wohl nicht zu bezweifeln, daß sich Soergels „Rechtsprechung“ binnen kurzem bei dem ganzen deutschen Juristenstande einbürgern wird.

Von dem „Hausbuch älterer Kunst“, herausgegeben von der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst in Wien, sind beiden die Hefen II und III erschienen: Sie enthalten vorzügliche Reproduktionen nach Gemälden von Jan Both, Carol Fabritius, W. Hendricx, Frans von Mieris, Adriaen van Oude, J. Potter, Rembrandt, Rubens, Jakob und Salomon van Ruysdael. Für die Güte der Wiedergabe bürgen die Namen der Kupferstecher und Radierer: W. Unger, F. Dalm, W. Dohr, L. Kühn, W. Krauskopf u. a. Diese Blätter legen abermals Zeugnis davon ab, daß wir in der Tat „ein vornehmer Wert, einen Hausbuch im besten Sinne des Wortes“ vor uns haben. Der Preis von 3.- per Lieferung von 5 Blättern ist bei der Fülle und Güte des Gebotenen ein entschieden billiger zu nennen. **Madan, John Henry, „Freunde und Gefährten“.** Meisterdichtungen auf einzelnen Blättern. Verlag von Schuster & Vöfller. Berlin SW. 46, Rudowalderstraße 1. — Einzelne Gedichte auf einzelnen Blättern — jedes für sich käuflich — sollen in erster Linie jedermann in den Stand setzen, sich seine eigene Anthologie nach völlig freier Wahl zu schaffen. Art und Weise ihrer Zusammenstellung sollen ebenso dem persönlichen Ermessen überlassen bleiben, wie Umfang und Erweiterung zu jeder Zeit, und beliebige Auseinanderlegung und Neuzusammenstellung das Werk des eignen Wunsches sein. — An keinen fremden Geschmack mehr gebunden, auf dem denkbar kleinsten Raum und in denkbar bequemster Form unter Vermeidung aller unnützen Kosten gerade das, und immer genau das, was der einzelne für seinen speziellen, jeweiligen Zweck begehrt und braucht, zusammen zu haben — das ermöglicht zum erstenmal diese Sammlung. — 100 Blätter in eleg. Karton A. 3.-.

„Das Wörterkreuz.“ Mythologisch-romanischer Roman von Franz Herndl. Wien, Kommissions-Verlag von Spielhagen & Schurich. (Preis 3.-.) — In mythisch-phantastischer Hülle will dieser dem Andenken Karl du Preils gewidmete Roman darstellen, wie der Verfasser die „Frauenfrage“ gelöst wissen möchte. Er schildert in der bekannten Form einer fogen. „Utopie“ uns, wie diese Lösung vor sich geht, wobei besonders die Notwendigkeit betont wird, eine künftige Räuber-umfassende Organisation behufs sozialer Erziehung zu schaffen und sie innerhalb dieser gründlich sowohl in hauswirtschaftlicher wie ökonomischer Richtung auf ihren künftigen Beruf vorzubereiten. Die daraus hervorgehende Verbesserung des Frauenloos soll dann die Grundlage bilden für eine allgemeine Erziehung und Bereicherung der Menschheit.

Allerlei Kurzweil

An die Rätselgemeinde!

Ritter Euch vom Rätselgeiste,
Die den Kampf Ihr wohlgekämpft,
Euch kling' heut mein Lied zumeist,
Ienen wenig, ungedämpft;
Brav habt alle Ihr, inmitten
Ecker Vent, Euch unverzagt
Durchs Reptiliennest geschritten
Mit dem Wort: Ich hab's gewagt!

Die drei vielgekrümmten Schlangen
Schlau zu fügen in bloß zwei,
„Daß zu schweres Unterfangen
Es für die Gemeinde sei.“
Dieses hat mich fast gekränkt
Und getrübt meinen Mut;
Doch der gute Onkel denkt:
Fahre ab nun, Schlangenbrut!
Solche, die besondrer Schläue,
Sollen auf den Lorbeern ruhn;
Für die andern will aufs neue
Ich ein Preisturnieren thun.
Noch der Kränze winken viele,
Etwas niederer gehängt;
Auf zum sinn'gen Geistespiele,
Das Euch nicht so schwer bedrängt.

Nichten, Neffen, die seit Jahren
Gern manch Stündlein mir geweiht,
Kast mich nun aufs neu erfahren
Eures Spürsinns Emsigkeit;
Lüftet mir das neue Dunkel,
Macht der Lettern Sinn mir klar —
Und vergeht dem Rätselonkel,
Wenn er mal zu „dunkel“ war!

Preis-Spruch-Buchstabenrätsel.

1—5. Oft werd' ich schonungslos gedrückt,
Und sorglich werd' ich oft gekront.
Oft werd' ich reicher Pracht geschmückt,
Oft ist die Pracht mir ungewohnt.

6—9. Sie waren einem Gotte heilig,
Tod brachten einem Feldherrn sie,
Sie folgten aufeinander eilig
Die Zeit, die ihnen Wort verlieh.

10—15. Sie reden sich empor zum Himmel
In mannigfaltiger Gestalt;
Im männermordenden Gewimmel
Ist fest um sie die Hand geballt.

16. Ich werd' gelesen, werd' gesungen,
Und dann bin ich ein Niedergang;
Ein Tritteil bin ich, was die Jungen
Einführt bei erstem Wissensdrang.

17—20. Bin oft nur einfach schlichtes Zeichen,
Und bin oft reich geschmücktes Ding;
Wo Grobe sich die Hände reichen
Zu mir, manch Kleiner unterging.

21. Wenig bin ich, ein Teil von Themen,
Dem Rätsel nur ein klein Geschenk,
Doch willst du Laut als Wort hinnehmen,
Bin ich ein stimmungsvooll Getränk.

22—27. Wo ruhmlos fließt der Rhein in Trümmern,
Da such mich, eine alte Stadt;
Und such mich überall, wo immer
Die Menschheit eine Stätte hat.

1—27. Zum Spruch mögt jetzt die Lettern einen,
Tann findet Ihr ein altes Wort;
Sein Sinn verlohnte wohl noch keinen,
Er gilt durch alle Zeiten fort.

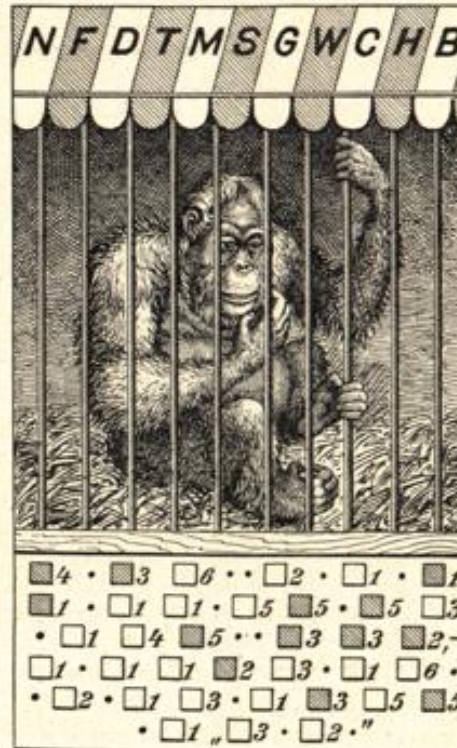
Die Lösungen müssen unter Nachweis des Abonnements auf „Illustrierte Welt“, das heißt unter Beifügung einer ordnungsmäßig ausgestellten Abonnements-Quittung oder Bescheinigung der Buchhandlung oder des Kolporteurs, von denen die „Illustrierte Welt“ geliefert wird, an die Redaktion derselben in Stuttgart mit dem Umschlagvermerk „Preisrätsel“ eingefandt werden.

Die Bekanntgabe der Preisurteilung erfolgt in Heft 25.

Worträtsel.

Hat dir 's Gewissen so gethan,
Sieh als groß' Uebel es nicht an,
Doch wurd' s, nach was dein Herz begehrt,
Dann ist's wohl einer Thräne wert.

Zeichenrätsel „Der gefangene Orang-Utan“.



Eingefandt-Ergänzungsrätsel.

— wir in unserm Kreise,
— Wort und Redeweise,
— am Tische hier
— gilt's auch, Onkel, dir!
— den Rätseln dann im Bunde
— wir uns jene Stunde,
— grübelnd, bis wir, froh,
— sagen: Es ist so!
— — — — — aus Rauchdunkel,
— nun: Pa'n Dich, Rätselonkel!

Jeho sei Dir aufgespart:
Wie ist unsres Bundes Art?

Anmerkung. Die Striche sind durch je ein Wort bildende Silben zu ergänzen; die Anfangsbuchstaben der richtig gefundenen Wörter ergeben die Art des Eingefandenzylus.

So gerätselt und gegeben in unser Sitzung vom 9. II. 02. mit einem Rundtrunk auf das Wohl des R.D.

J. A.

Der Schriftführer des
„Fidelen Walfisch“
zu B. a. Rh.

Worträtsel.

An allen Ecken ist's zu lesen:
Heut abend giebt's das Rätselwort.
Wer immer sein mocht' beigewesen,
Holt eil'gen Fußes sich sofort
Das, was ihn erst dazu ermächtigt,
Das Wort, um eines umgebaut;
Und hat er's, geht er, vollberechtigt,
Setzt dann sich hin und staunt und schaut.

Auflösungen der Rätsel Seite 340.

Des Eingefandt-Rätsels: Schlangenrätsel.

Des Worträtsels: Kolonnen — Kolonien.

Des Kaleidoskoprätsels:

Mut.

Und soll es sein, und mu es sein,
Da bist kein Bierchen und Kienchen:
Greif in die Kesseln frisch hinein,
So werden sie dich nicht brennen.

(Fr. W. Weber, „Gedichte“, Rur Mut.)

Des Konzentrationrätsels: Sevilla — Antwerpen — Roubaix — Augsburg — Saratow — Adrianopol — Tarnopol — Edinburgh.

Des Tragerätsels: Der Buchstabe r: Rand, Brand — Reis, Eis — Buch, Bruch — Gant, Grant — Bote, Borte — Ast, Raft — Rater, Krater — Thon, Thon — Ammer, Amme — Rede, Ede — Jech, Jecher — Ehe, Ehre.

Des Wortumwandlungsrätsels: Föhne, Neval, Haros, Gidam, Delf, Eigelb, Nessel, Sacken, Belisar, Cpiat, Talma, Stiefel, Cambrai, Gaborian, Araber, Franken, Thorax.

Lösung des Preisrätsels in Heft 1:



Fig. 1.

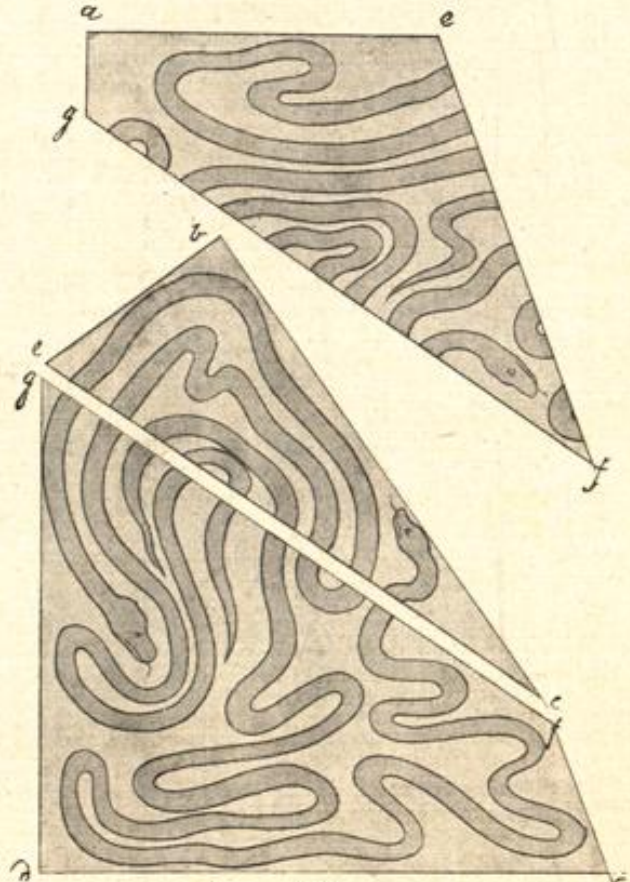


Fig. 2.

Figur 1 (a b c d) wird durch die beiden Schnitte g f und e c in drei Teile zerlegt, worauf nach Entfernung des mittleren die beiden andern aneinander gelegt werden (Figur 2). Aus den drei Schlangen entsteht so ein Schlangenpaar.

Richtige Preisrätsellösungen gingen ein von:

1. Biel, Th., 2. Schmitt, G., 3. Birkenberg, G., 4. Dietrich, H., 5. Peterabend, H., 6. Lorenz, F. W., 7. Gachstein, M., 8. Heiber, H., 9. Schulz, H., 10. Gruber, H., 11. Dödel, R., 12. Brown, H., 13. Czernota, R., 14. Weil, G., 15. Braas, P., 16. Kämpf, H., 17. Pilgram, F. W., 18. Spanagel, F., 19. Rehlberg, F., 20. Bing, G., 21. Pilgram, G., 22. Die ersten 21 Preise fielen somit diesen Lösern zu.

Handschriftenbeurteilung.

Luh in München. Sie sind innerlich erregbar und etwas unruhig. Kopf und Herz geraten mitunter einmal in Konflikt, und keines führt entschieden die Oberhand. Ihr Empfinden ist mehr lebhaft als tief, und im ganzen sind Sie ein umgänglicher und sympathischer Mann. Sie und da in unkluger Art offen und gerade. Etwas Eitelkeit und eine gewisse Selbstgefälligkeit sind vorhanden, aber Sie sind nicht aufdringlich damit, sondern geben sich gegenteils einfach und natürlich.

L. A. in Straßburg i. El. Geistige Gewandtheit und Grazie fehlen. Ihre Sphäre liegt auch mehr im engen, häuslichen Kreis als in den großen Gesellschaftskreisen. Sie geben sich, wie Sie sind: einfach, natürlich und bescheiden und machen keine falschen Präntationen. Sie haben das Bedürfnis, sich anzupassen und auf andre zu stützen, und doch können Sie momentan recht energisch auftreten. Alles in allem eine mehr fein als groß angelegte Natur.

Odilia, Straßburg Nr. III. Korrekt. Pünktlich. Ordentlich. Gewissenhaft. Energisch. Zu wenig schmiegsam und anpassungsfähig, um allgemein beliebt zu sein. Klarer Kopf. Nicht ohne Scharfblick. Tiefer Empfindungsfähig. Konzentrationssähig.

G. E. in Pforzheim. Eine äußerst sensible Natur, impressionabel, von äußeren Einflüssen stark abhängig. Feinsühlend und lebhaft, aber wenig vertieft.

F. D. Einfach in der Bildung. Keck, wahr, bis zur Rücksichtslosigkeit ehrenhaft. Gleichmäßig in der Stimmung. Langsam und gründlich. Etwas schwerfällig. Ordentlich. Gewissenhaft. Pflichtgetreu. L. Meyer, Raitenfeld bei Nagaz, Schweiz.